

Das Waldviertel

40. Jahrgang

1991

Heft 3



INHALT

Josef Baum: Die regionalwirtschaftliche Entwicklung des Waldviertels in den achtziger Jahren	201
Günther Buchinger: Die Karner im Bezirk Zwettl	213
Gustav Reingrabner: Eine Stadt und ihre Herren. Gedanken zu einer kleinen Ausstellung in Horn	221
Helga Papp: Die Verkehrslinien im Kamptal, die Kamptalstraße, der Eselsteig und die Mulstraß	232
Burghard Gaspar: Die Gründung der „Gartenstadt Eggenburg“. Das Lebenswerk des Eggenburger Kaufmanns Franz Gamerith	241
Herbert Neidhart: Niedergang und Neuerstehen von St. Anna im Felde. Versuch einer Restaurierungsgeschichte der ehemaligen Pöggstaller Pfarrkirche	252
Emmerich Rössler: Von ausgestorbenen Handwerkern und Gewerben. 3. Teil: Die Hebamme	258
Václav Bůžek: Verbindendes und Trennendes an der Grenze — Spojující a rozdelující na hranici	260
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	264
Buchbesprechungen	284

TITELBILD:

Feriendorf Litschau

(Foto:Johann Fenz, Horn; freigegeben vom Bundesministerium für Landesverteidigung mit Zl. 13.088/550-1.6/91)

WALDVIERTEL INTERN

Anfang Oktober wird der nächste Band in der Schriftenreihe des WHB erscheinen. Das Buch „Plötzlich waren sie alle weg“ von Dr. Robert Streibel dokumentiert das Leben der Juden in Krets. Es ist das Ergebnis jahrelanger Forschungsarbeit, in deren Rahmen es gelungen ist, die Spuren der vertriebenen Kremser Juden in England, Frankreich, Israel, den Vereinigten Staaten und Uruguay aufzunehmen. Es gibt wohl kaum eine Kleinstadt des ehemaligen „Deutschen Reiches“, für die das Schicksal der Juden in einer derart lückenlosen Form rekonstruiert wurde — weshalb Krets hier stellvertretend steht.

Das Buch ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit zwischen dem Wiener Picus-Verlag und dem Waldviertler Heimatbund. Der Umfang ist gegenüber der ersten Planung wesentlich erweitert worden, daraus ist auch die Preiserhöhung zu erklären. Für Anfang Oktober ist eine Buchpräsentation in Krets vorgesehen, den genauen Termin entnehmen Sie bitte der Lokalpresse.

Mit freundlichen Grüßen

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl
Präsident

Josef Baum

Die regionalwirtschaftliche Entwicklung des Waldviertels in den achtziger Jahren

An der Schwelle von den achtziger zu den neunziger Jahren wurde und wird das Waldviertel mit einer zweifachen Öffnung konfrontiert: Mit einer „Normalisierung“ der Grenze zu den tschechischen Nachbarn und mit den Folgewirkungen der EG-Integration. Beide Entwicklungen haben für das Waldviertel auf lange Sicht historische Bedeutung, wenngleich die konkreten Auswirkungen in den nächsten Jahren sehr von den Rahmenbedingungen auf der Ebene Europas und Österreichs abhängig sind.

In den achtziger Jahren wurden im Waldviertel, pionierhaft für Österreich, neue regionalpolitische Maßnahmen gesetzt. Diese haben zu einer Verbesserung des wirtschaftlichen Klimas in etlichen Bereichen geführt. Die Strukturverbesserung der Wirtschaft ist in Gang gekommen. Abwanderung und Arbeitsplatzverluste — die Krisenphänomene, die das Waldviertel seit Jahrzehnten prägen — blieben aber auch in den achtziger Jahren dominant. Angesichts der zu erwartenden Herausforderungen der neunziger Jahre ist ein neuer Anlauf einer koordinierten Regionalpolitik notwendig, damit die hoffnungsvollen regionalpolitischen Neuerungen, diese teils ansehnlichen „Pflänzchen“ und „Pflanzen“, den zu erwartenden rauen Winden weiter trotzen und wachsen.

Ende der siebziger Jahre war das Waldviertel in der Folge der Weltwirtschaftskrise 1975 schwer in Mitleidenschaft gezogen worden: So sank der Beschäftigtenstand in der Industrie in den vier Waldviertler Bezirken Gmünd, Waidhofen/Thaya, Horn und Zwettl von 1975 auf 1981 um 32 Prozent (im Vergleich Gesamt-Niederösterreich: Rückgang um 10 Prozent). Diese alarmierende Entwicklung war insbesondere Anlaß für verschiedene Initiativen im Waldviertel, und schließlich kam es zur Ausarbeitung von „Vorschlägen für regionale Entwicklungsmaßnahmen für das Waldviertel“, später Waldviertelplan genannt. Das Gutachten wurde vom „Österreichischen Institut für Raumplanung“ in Zusammenarbeit mit Bund, Land und Interessenvertretungen ausgearbeitet und beinhaltete einen abgestimmten Ziel- und Maßnahmenkatalog. Schwerpunkte dieses Ziel- und Maßnahmenkatalogs waren Industrie und Gewerbe, Tourismus, aber auch Landwirtschaft und Verkehr.

Das Besondere an diesem „Waldviertelplan“ war, daß das Maßnahmenkonzept von einem Institut mit den zuständigen Bundes- und Landesstellen sowie mit den Interessenvertretungen abgestimmt wurde und eine konkrete Vorgangsweise für die Umsetzung der Maßnahmen erarbeitet wurde. Diese Form einer kooperativen Regionalpolitik war und ist leider

in Österreich nicht selbstverständlich, wurde in anderen Regionen nur selten realisiert und ist leider auch im Waldviertel seither wieder in den Hintergrund gerückt. Offenbar ließ nur der besondere Schock über den Beschäftigteneinbruch Ende der siebziger Jahre Einzel- und Parteiinteressen in den Hintergrund treten.

Die wichtigsten Maßnahmen des Waldviertelplans und ihre Verwirklichung

In Umsetzung des Waldviertelplans wurde auf Vorschlag der Bundesregierung 1980 zunächst die „Sonderförderungsaktion zur Schaffung von industriell-gewerblichen Arbeitsplätzen und von Arbeitsplätzen im Bereich des Fremdenverkehrs“ eingerichtet. Diese wurde von Bund und Land Niederösterreich zunächst mit jährlich 100 Millionen Schilling dotiert. Weitere regionalwirtschaftliche Impulse wurden durch die „Förderungsaktion für eigenständige regionale Entwicklung“ und durch die ERP-Sonderprogramme realisiert.

Tabelle 1

Wichtige regionale Sonderförderungen des Bundes für die Region Waldviertel in den Jahren 1984 bis 1989

	Fälle	Investitions- volumen Mio. öS	Förderungs- volumen Mio. öS
NÖ insgesamt	279	7.471	1.145
Waldviertel	121	1.856	314
davon			
Förderungsaktion für eigenständige Regionalentwicklung	22	71	8
100.000,— öS-Aktion für Industrie und Gewerbe	68	987	139
100.000,— öS-Aktion für Fremdenverkehr	21	562	86

Quelle: Geschäftsstelle des ERP-Fonds

Der Anteil des Waldviertels an wichtigen regionalen Sonderförderungen des Bundes im Verhältnis zu den Förderungen für Gesamt-Niederösterreich beträgt 27,4 Prozent (im Vergleich zu einem Bevölkerungsanteil von etwa 10,6 Prozent 1987).

Auch bei den durch regionale Sonderförderungsaktionen des Bundes neu geschaffenen Arbeitsplätzen ist das Waldviertel sowohl im Vergleich zu Niederösterreich wie zu Österreich insgesamt stark überproportional vertreten, wobei die Abnahme in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auf die Konzentration des Bundes auf andere Gebiete wie die Obersteiermark zurückzuführen ist.

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wurden regionale Sonderförderungen des Landes Niederösterreich über ECO PLUS abgewickelt. Dabei handelt es sich nicht nur um

Tabelle 2

**Durch wichtige regionale Sonderförderungen des Bundes neu geschaffene
Arbeitsplätze im Waldviertel 1980 bis 1988**

	1980-1985		1986	1987	1988	1986-1988		1980-1988	
	abs.	in %	abs.	abs.	abs.	abs.	in %	abs.	in %
Niederösterreich	2.938	30,8	532	806	535	1.873	27,7	4.811	29,5
Waldviertel-Industrie	1.358	14,4	89	477	263	829	12,3	2.187	13,4
Waldviertel-Fremdenverkehr	232	2,4	-	62	48	110	1,6	342	2,1
Insgesamt	9.550	100,0	2.014	1.841	2.901	6.756	100,0	16.306	100,0

Quelle: Geschäftsstelle des ERP-Fonds

direkte Unternehmensförderungen wie bei den erwähnten Bundesförderungen, sondern um Förderungen im weitesten Sinn.

Tabelle 3

Regionale Verteilung der über ECO PLUS 1987 bis 1989 geförderten Projekte

	Anzahl	Investitions- volumen in Mio. öS	Förder- volumen in Mio. öS
Waldviertel: Bezirke Gmünd, Horn, Waidhofen/Thaya, Zwettl	50	871,674	414,611
Zum Vergleich: Nördliches Weinviertel	21	689,611	428,838
Summe NÖ	264	5.233,474	1.980,319

Quelle: ECO PLUS, Regionalisierungsbericht 1989

Auch für die Jahre 1987 bis 1989 ergeben sich bei den von ECO PLUS geförderten Projekten im Waldviertel Anteile von 21 Prozent, das ist im Vergleich zu anderen Vierteln der höchste Mitteleinsatz pro Einwohner.

Fremdenverkehrspilotprojekte

In Umsetzung des Waldviertelplans wurden insbesondere folgende Fremdenverkehrspilotprojekte realisiert bzw. aufgegriffen und in Angriff genommen: Moorheilbad Harbach (derzeit 490 Betten und rund 200 Arbeitsplätze), Kuranstalt Bad Großpertholz (60 Betten, zirka 60 Beschäftigte), Kurbad Groß Gerungs (etwa 175 Betten und 75 Beschäftigte), Bio-trainingszentrum Gars am Kamp (zirka 150 Betten und zirka 100 Beschäftigte), Feriendorf Litschau (zirka 400 Betten).

Das Konzept, mit Fremdenverkehrsleitprojekten und dynamischer Entwicklung über die Vorbildfunktion Infrastrukturinvestitionen auszulösen, kann als am besten gelungen bezeichnet werden, wengleich die Entwicklung des Tourismus in die Breite und die Hebung des Qualitätsstandards sicherlich noch nicht abgeschlossen ist.

Öffentlicher Verkehr

Trotz Verbesserungen kann hier von keinem besonderen Erfolg gesprochen werden: 1986 wurde auf einigen Nebenbahnen der Güterverkehr bzw. der Personenverkehr eingestellt. Der Straßenbau wurde wesentlich forciert, der öffentliche Verkehr ist durch eine radikale Reduzierung bei den Nebenbahnen in seiner Bedeutung zurückgegangen. Auf der Bahnhauptlinie gab es Verbesserungen.

Wesentlichen Anteil an der Verhinderung weiterer drastischer Einbrüche auf dem Arbeitsmarkt sowie bei der Realisierung innovativer Projekte haben auch die Niederösterreichische Arbeitsmarktförderung, die Niederösterreichische Grenzlandförderungsgesellschaft mbH. (NÖG), die Österreichische Arbeitsgemeinschaft für eigenständige Regionalentwicklung (ÖAR), die Interessenvertretungen, die zuständigen Abteilungen der Landesregierung sowie insbesondere die zuständige Sektion für Regionalpolitik im Bundeskanzleramt, die das zentrale steuernde und koordinierende Element darstellt.

Zu Beginn der achtziger Jahre wurde auch entsprechend den Empfehlungen des Waldviertelplans jeweils ein „Regionalbeauftragter des Bundes für das Waldviertel“ sowie ein „Landesbeauftragter für das Waldviertel“ eingesetzt. Der Schwerpunkt des Bundesbeauftragten lag bzw. liegt bei der Industrie sowie beim großvolumigen Fremdenverkehr, der Schwerpunkt der Tätigkeit des Landesbeauftragten liegt bei der Landwirtschaft und beim kleinvolumigen Fremdenverkehr und Gewerbe. Sie haben eine umfassende Koordinierungs-, Informations- und Beratungsfunktion für die Region. Solche Regionalbeauftragte wurden von Stellen der öffentlichen Hand im Waldviertel pionierhaft für Österreich erstmals eingesetzt. Da sie sich voll bewährten, wurde diese Einrichtung für andere Regionen übernommen. Als Landesbeauftragter wurde der Direktor der landwirtschaftlichen Fachschule in Edelfhof, Dipl.-Ing. Adolf Kastner, eingesetzt, der diese Fachschule in Zusammenhang mit dem „Waldviertel-Management“ durch seine innovativen Aktivitäten europaweit bekannt machte. Als Bundesbeauftragter wurde der damalige Abgeordnete zum Landtag Josef Leichtfried berufen. 1989 beendete der Abgeordnete zum Landtag a.D. Josef Leichtfried seine Tätigkeit als allseits geschätzter Waldviertelbeauftragter des Bundes, der als „Lobbyist“ des Waldviertels im besten Sinne tätig war. Seine Funktion wurde von Mag. Ewald Volk übernommen.

Aus Anlaß dieses Wechsels wurde das Österreichische Institut für Raumplanung vom Bundeskanzleramt mit einer Studie „10 Jahre Waldviertelplan: Der Beitrag des Bundesbeauftragten zu seiner Umsetzung in der Vergangenheit und in Zukunft“ beauftragt. In dieser Studie wird eine Bilanz der Effekte des „Waldviertelplans“ gezogen, die besonderen Formen der Umsetzung dieses Plans, insbesondere durch die Einrichtung des Bundesbeauftragten werden analysiert, und schließlich werden Eckpunkte für eine regionale Strategie des Waldviertels für die neunziger Jahre vorgeschlagen.

Keine Stabilisierung der Wohnbevölkerung

Das zentrale Ziel des Waldviertelplans, nämlich die Begrenzung des Bevölkerungsrückgangs und die Stabilisierung der Wohnbevölkerung ab Mitte der achtziger Jahre, wurde nicht erreicht.

Der beträchtliche Rückgang der Waldviertler Wohnbevölkerung in den siebziger Jahren setzte sich auch in den achtziger Jahren fort. Von 1981 bis 1987 nahm die Wohnbevölkerung im Waldviertel um 4,1 Prozent ab (Niederösterreich insgesamt: -0,4 Prozent).

Der Anteil der Bevölkerung in den vier Waldviertler Bezirken an der Bevölkerung des Landes Niederösterreich insgesamt betrug 1987 somit nur mehr 10,6 Prozent.

Tabelle 4

**Wohnbevölkerung 1869-1987: Waldviertler Bezirke, Waldviertel,
Land Niederösterreich**

	Gmünd	Politischer Bezirk			Wald- viertel	Land Niederöster- reich
		Horn	Waidhofen/ Thaya	Zwettl		
1869	47.631	36.054	40.092	60.289	184.066	1,077.226
1880	49.973	37.775	41.396	62.370	191.514	1,170.381
1890	49.004	38.483	39.952	61.879	189.318	1,213.463
1900	49.863	39.688	39.797	62.137	191.485	1,310.499
1910	53.020	41.496	39.698	62.503	196.717	1,425.238
1923	48.805	41.180	37.791	60.232	188.008	1,426.885
1934	49.726	41.052	37.416	59.759	187.953	1,446.678
1939	47.794	42.241	36.773	57.836	184.644	1,455.319
1951	49.889	40.913	36.565	52.512	179.879	1,400.471
1961	47.313	38.288	33.590	50.495	169.686	1,374.012
1971	46.738	36.846	32.407	50.272	166.263	1,414.161
1981	43.733	34.599	30.391	48.338	157.061	1,427.849
Personen- stand 1987	42.108	33.455	28.753	46.319	150.635	1,422.175
Änderung 1981-87 in % ¹⁾	-3,7	-3,3	-5,4	-4,2	-4,1	-0,4

¹⁾ Vergleich Personenstand 1987 mit Volkszählung 1981; dieser Vergleich ist vorsichtig zu interpretieren, da der „Personenstand 87“ weichere Daten umfaßt. Wie vorläufige Ergebnisse der Volkszählung 91 zeigen, dürfte der Personenstand 1987 tendenziell richtig sein.

Quelle: Amt der NÖ Landesregierung (1990): Statistisches Handbuch des Landes Niederösterreich 1989/90; ÖIR (1989) Laufende Raumbewachung Regionalberichte 1989 — Niederösterreich und Wien

Somit setzte sich der säkulare Bevölkerungsrückgang seit Beginn des Jahrhunderts deutlich fort. Auch die neuesten vorläufigen Daten aus der Volkszählung 1991 bestätigen diesen Trend. Vorliegende Bevölkerungsprognosen für das Waldviertel gehen insgesamt von einer Fortsetzung dieses Trends aus; diese Prognosen stammen allerdings aus der Zeit vor der Ostgrenzöffnung. Einige Indikatoren weisen darauf hin, daß sich dieser Abwanderungs- bzw. „Ausblutungsprozeß“ in den nächsten Jahren abbremsen könnte. Der besondere Ernst bei dieser Abwanderung liegt darin, daß insbesondere diejenigen das Waldviertel verlassen bzw. verlassen haben, von denen neue Impulse für die Entwicklung des Waldviertels ausgehen könnten: jüngere Leute und qualifizierte Personen.

Arbeitsplätze rückgang

Auch das zweite Hauptziel des Waldviertelplans, 4600 Arbeitsplätze in Industrie und Gewerbe durch Erweiterungen und Neugründungen zusätzlich zu schaffen, wurde nicht erreicht. Zwar wurden durch Sonderförderungen — wie angeführt — zirka 2500 Arbeitsplätze neu geschaffen, gleichzeitig gingen aber mehr verloren. So konnten geburtenstarke Jahrgänge keine zusätzlichen Arbeitsplätze finden.

Tabelle 5

Beschäftigte in der Industrie 1975, 1981, 1989, Veränderungsrate in Prozent

	Politischer Bezirk				Waldviertel	Land Niederösterreich	Österreich
	Gmünd	Horn	Waidhofen/Thaya	Zwettl			
1975	6.628	998	1.819	1.143	10.588	122.748	685.303
1981	5.001	1.082	1.578	378	8.039	111.729	655.017
1985	4.562	1.224	1.661	293	7.740	97.872	596.823
1989	4.295	1.233	1.883	245	7.620	95.308	570.000
Veränderung 1975-81 in %	-25	+8	-13	-67	-24	-9	-4
Veränderung 1981-89 in %	-15	+14	+19	-35	-5	-15	-13

Quelle: ÖIR: Laufende Raumbbeobachtung 1989 — Sektoralbericht Industrie und Gewerbe

Bezüglich der Arbeitsplätze gibt es für die Industrie die besten statistischen Unterlagen. Der Beschäftigungsrückgang ist insbesondere in der Industrie und in der Landwirtschaft signifikant. Gegen Ende der achtziger Jahre kam es bei der Zahl der Industriearbeitsplätze zu einer gewissen Stabilisierung, dabei ist allerdings die Konjunktur zu berücksichtigen.

Tabelle 6

Beschäftigte insgesamt am Arbeitsplatz*)

	Gmünd	Horn	Waidhofen/Thaya	Zwettl	Waldviertel
1971	21.362	12.812	12.184	15.541	61.899
1981	17.235	13.827	11.312	17.663	60.037
1986	15.505	14.423	10.739	17.613	58.280

*) für 1986 Fortschreibung

Quelle: ÖROK (1989): „Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung nach Bezirken“

Die Zahl der insgesamt am Arbeitsplatz Beschäftigten (also ohne Auspendler) zeigt eine regional sehr unterschiedliche Entwicklung: Am stärksten ist die Abnahme in Gmünd, positiv ist die Entwicklung im Bezirk Horn und im Bezirk Zwettl. Generell kann gesagt

werden, daß die rückgängige Beschäftigung in der Industrie und der Landwirtschaft durch den strukturell im Waldviertel unterentwickelten Dienstleistungssektor nicht kompensiert wird.

Arbeitslosenquote

Durch die neu auf den Arbeitsmarkt tretenden stärkeren Geburtenjahrgänge und durch schubweise Betriebsstillegungen wurde die Arbeitslosenquote nach oben getrieben. 1987 wurde die höchste Arbeitslosenquote der achtziger Jahre erreicht.

Tabelle 7

Arbeitslosenquote

	Politischer Bezirk				Land	
	Gmünd	Horn	Waidhofen/ Thaya	Zwettl	Nieder- österreich.	Öster- reich
1975	4,4	1,7	2,7	3,4	1,9	2,1
1981	4,2	1,7	3,9	4,2	2,0	2,4
1987	9,2	4,2	7,7	7,0	5,0	5,6
1989	6,9	3,0	6,2	4,5	4,0	4,9

Quelle: ÖIR, Laufende Raumbewachung

Tabelle 8

Stellenandrang (Arbeitslose je offene Stelle)

	Politischer Bezirk				Land	
	Gmünd	Horn	Waidhofen/ Thaya	Zwettl	Nieder- österreich.	Öster- reich
1975	8,3	1,6	2,1	4,2	1,8	1,8
1981	7,5	2,4	7,6	14,1	2,8	2,7
1987	22,6	4,8	12,8	17,7	7,7	6,1
1989	7,0	2,8	5,0	4,7	3,2	3,3

Quelle: ÖIR: Laufende Raumbewachung

Ein eindrucksvoller Indikator für die großen Probleme auf dem Arbeitsmarkt in den achtziger Jahren war der weit über dem österreichischen Durchschnitt liegende Stellenandrang im Waldviertel (mit Ausnahme des Bezirks Horn). Die stärker industriell geprägten Bezirke Waidhofen und Gmünd machen Ende der siebziger Jahre und in der ersten Hälfte der achtziger Jahre eine schwere Strukturkrise durch, die von einer konjunkturellen Rezession überlagert wurde.

Angesichts dieser Rahmenbedingungen kann angenommen werden, daß ohne entschiedene Maßnahmen der Regionalpolitik, die im Waldviertelplan aufbereitet wurden, die Beschäftigungs- und Bevölkerungsentwicklung wahrscheinlich noch einen drastischeren Verlauf genommen hätte.

Die Benachteiligung des Waldviertels bei der gesamten Investitionsförderung

Trotz des im Vergleich zu anderen Regionen großen Einsatzes des Bundes bei der Regionalförderung für das Waldviertel — siehe oben — kann nicht übersehen werden, daß diese Regionalförderung die stark polarisierenden Tendenzen nicht kompensieren kann, die von der nicht regionalen direkten Investitionsförderung ausgehen. Die gesamte direkte Investitionsförderung für Unternehmen umfaßt neben den regionalen Sonderförderungsaktionen insbesondere Mittel der Technologieförderung, des ERP, des Forschungsförderungsfonds, des Öko-Fonds und wesentliche Teile der Arbeitsmarktförderung.

Mit einem Anteil von 375 Millionen Schilling (Barwert) an der gesamten direkten Investitionsförderung in Niederösterreich von 4564 Millionen Schilling hat das Waldviertel von 1984 bis 1989 nur mehr 8,2 Prozent der Förderung von Investitionen bzw. Arbeitsplätzen erhalten. Dies ist doch deutlich weniger, als dem Bevölkerungsanteil von zirka 10,6 Prozent entsprechen würde. (Nicht berücksichtigt sind hier die Förderungen durch BÜRGES, verstaatlichte Unternehmen, Exportförderung, Landwirtschaftsförderung, gewisse Klein-gewerbe- und Fremdenverkehrsförderungsaktionen des Bundesministeriums für wirtschaftliche Angelegenheiten.) Es ist zu vermuten, daß bei der (derzeit aufgrund der Datenlage nicht möglichen) Berücksichtigung auch dieser Förderungen wahrscheinlich der Anteil, der dem Waldviertel zukommt, noch geringer liegen würde.

Tabelle 9

Gesamte direkte Investitionsförderung für die Region Waldviertel in den Jahren 1984 bis 1989

	Fälle	Investitions- volumen Mio. öS	Förderungs- volumen Mio. öS	Barwert Mio. öS
NÖ insgesamt	1.635	29.679	12.001	4.564
Sonderförderungsgebiete NÖ	748	11.494	4.171	1.282
davon Waldviertel	259	3.261	856	375
Gmünd	123	1.633	386	160
Horn	37	352	159	73
Waidhofen	48	828	202	88
Zwettl	38	300	86	35
Sonstige*)	13	148	23	19

*) einige Gemeinden der politischen Bezirke Krems (Land) und Melk

Quelle: Geschäftsstelle des ERP-Fonds

Zwischen 1984 und 1989 lag der Anteil der gesamten direkten Investitionsförderung in österreichischen Bezirken durchschnittlich bei 0,33 Prozent des regionalen Nettoinlandsprodukts (bezogen auf den Barwert). Der Bezirk Zwettl schneidet mit einem Anteil von weniger als 0,2 Prozent der direkten Unternehmensförderungen am regionalen Nettoinlandsprodukt weit unterdurchschnittlich ab, auch Horn liegt unter dem Durchschnitt. Mit

über 0,4 Prozent-Anteil liegen die Bezirke Waidhofen und Gmünd über dem Durchschnitt.¹⁾

Fazit: Von einer überproportionalen Wirtschaftsförderung im Waldviertel kann also nicht gesprochen werden.

Resümee der Regionalpolitik im Waldviertel in den achtziger Jahren

Der Waldviertelplan war ein Rahmenkonzept, das eine Katalysatorwirkung auf die regionalpolitischen Akteure hatte. Die Schaffung von neuen Instrumenten der regionalen Wirtschaftsförderung und insbesondere die innovative Umsetzung bewirkten die Einleitung einer gewissen Dynamik in der regionalen Entwicklung. Der Waldviertelplan blieb nicht bloß Papier: Marktkräfte wurden in eine gewisse Richtung gesteuert, bzw. wurden negative exogene Kräfte in ihrer Wirkung auf die Region abgebremst. So kamen negative Multiplikatorwirkungen weniger zum Tragen. Durch die Veränderung der Rahmenbedingungen in den achtziger Jahren sowie das Einsetzen von Struktur- und Konjunkturkrisen auch in anderen Regionen verringerte sich der Spielraum für sichtbare positive Wirkungen. Zudem verringerte die Politik der Budgetkonsolidierung den finanziellen Spielraum.

Dadurch wurde bewirkt, daß in peripheren Regionen wie dem Waldviertel in der Regel benachteiligende polarisierende Wirkungen der gesamten direkten Wirtschaftsförderung infolge der regionalen Sonderförderungen zumindest teilweise ausgeglichen wurden. Die Disparität in der unterschiedlichen Einkommenslage — insbesondere im Vergleich Waldviertel zu Wiener Raum — wurde so insgesamt nicht erhöht. Im Vergleich zu anderen Problemregionen, etwa dem nördlichen Weinviertel oder dem Südburgenland, weist das Waldviertel bezüglich Bewältigung des Strukturwandels unter Einleitung einer innovativen Dynamik in den achtziger Jahren eine günstigere Entwicklung auf. Die Sicherung und der Ausbau eines bescheidenen Wohlstandes für die große Mehrheit der Bevölkerung werden durch höhere Belastungen etwa für Pendler oder bei mehrfacher Erwerbstätigkeit „erkauft“.

In den Waldviertelplan flossen Elemente einer regionalen Politik der endogenen Erneuerung bzw. der eigenständigen Regionalentwicklung und einer innovationsorientierten Regionalentwicklung ein. Damals befand sich die Diskussion bezüglich dieser verschiedenen — einander gegenseitig ergänzenden — regionalen Politikelemente in Österreich am Anfang. Nicht zuletzt durch die Erfahrungen der regionalen Entwicklung im Waldviertel wurden diese Konzepte weiterentwickelt und konkretisiert. Der Waldviertelplan verkörperte auch keines dieser Konzepte in Reinkultur, er ist eine Mischung aus traditionellen regionalpolitischen Elementen und verschiedenen „Innovationen“, wobei ein wesentliches Element die Orientierung auf eine effektive Umsetzung ist.

Die Strategie der eigenständigen Regionalentwicklung, die den Abbau der wirtschaftlichen und kulturellen Abhängigkeit bzw. Fremdbestimmung von den Zentren anstrebt und so die Regionalisierung der faktischen politischen Entscheidungsstruktur beinhaltet, kann als ansatzweise, aber letztlich nur in bescheidenem Ausmaß erfolgreich realisiert betrachtet werden. Angesichts der gewaltigen Internationalisierungstendenzen ist die Verstärkung innerregionaler Verflechtungen zwar ein realisierbares, allerdings äußerst schwieriges Konzept.

¹⁾ Aus: Tichy G.: In: ÖIR (1990): „Neuordnung der kooperativen Raumordnungspolitik in Österreich.“

Ein Kommentar zur Regionalpolitik von Ronald Barazon, einem angesehenen Wirtschaftsjournalisten:

* Außer wenn alle Spitzenpolitiker sich plötzlich einig sind, daß Österreich *
* unbedingt einem internationalen Großkonzern ein paar Milliarden aus der ohne- *
* hin leeren Staatskassa schenken muß, geht es in der Regionalpolitik meist um *
* bescheidene Beträge. Man schätzt, daß in ganz Österreich jährlich meist nicht *
* mehr als 500 Millionen Schilling aufgewendet werden. Zum Vergleich: Ein größe- *
* res Bürohaus kostet mehr, eine Papiermaschine ist unter zwei Milliarden nicht zu *
* haben. *
* Die hier angesprochenen 500 Millionen stellen also keine volkswirtschaftlich *
* relevante Größe dar. *
* Da geht es um zahlreiche Aktionen, die das Investitionsklima stützen, den *
* Klein- und Mittelbetrieben signalisieren, daß man ihre Bedeutung anerkennt, *
* kurzum psychologisch, aber nicht materiell entscheidend sind. *
* Aus: Salzburger Nachrichten vom 6. Juli 1991, Seite 13 *

Das Konzept der endogenen Erneuerung, nämlich die Aktivierung innerregionaler Potentiale, der Orientierung auf die Ressourcen der Region (unabhängig von den Verflechtungsmustern), hat weniger fundamentale Ziele und konnte daher auch besser realisiert werden, wengleich sich die Realisierung auch hier in den ersten Phasen bewegt. Die endogene Erneuerung ist noch nicht zur dominierenden Strategie geworden.

Innovationsorientierte Regionalpolitik wurde — so weit sie im Waldviertelplan enthalten ist — entsprechend der Rahmenbedingungen nur ansatzweise verwirklicht. Forschung und Entwicklung spielen im Waldviertel insgesamt nur eine untergeordnete Rolle. Selektive Betriebsansiedlungen sind schon deshalb schwer zu bewerkstelligen, weil es insgesamt wenig Ansiedlungskapazität gibt. Die Tendenz zu Firmenneugründungen ist vergleichsweise örtlich unterdurchschnittlich ausgeprägt, sie wurde auch nicht wesentlich gefördert. Innovationen in Industrie und Gewerbe wurden auf dem Niveau durchschnittlicher Technik erfolgreich durchgeführt.

Aufgrund der Rahmenbedingungen hat sich allerdings der Abstand des technisch-organisatorischen Niveaus der Wirtschaft im Vergleich zu den Zentren nicht verringert. Ein Aufholen scheint im nachhinein auch nicht realistisch. Es gibt aber jetzt im Prinzip bessere Voraussetzungen dazu als vor 10 Jahren. Angesichts der neuen Rahmenbedingungen durch die doppelte Öffnung, nach Osten und im Rahmen der EG-Integration, wird die innovationsorientierte Komponente der Regionalpolitik wesentlich stärker zu forcieren sein.

In der Landwirtschaft wurden durch gewisse Diversifizierungen wie Sonderkulturen Strukturänderungen eingeleitet, die im Vergleich mit anderen Regionen in Österreich deutlich intensiver sind.

Positive Voraussetzungen für die zukünftige Entwicklung im produzierenden Sektor bestehen darin, daß eine gewisse Strukturbereinigung stattgefunden hat, die Dominanz der Textilindustrie im oberen Waldviertel abgebaut wurde und nun die Wirtschaftsstruktur vielfältiger und damit stabiler geworden ist. Allerdings ist die Strukturbereinigung infolge der zu erwartenden Rahmenbedingungen für die neunziger Jahre durch das weitere Dominie-

ren von Niedriglohnunternehmen noch nicht zu Ende. Mit Ausnahme des Fremdenverkehrs wurde der Dienstleistungssektor insgesamt nicht erfolgreich vergrößert.

Bis Ende der siebziger Jahre und zum Teil bis heute ist die Erwartungshaltung zu beobachten, daß die regionale Entwicklung quasi exogen von den zentralen Stellen her beschleunigt wird. Dazwischen wurde immer klarer, daß die Ansiedlung von Zweigwerken und das Warten auf Subventionen nicht der Weisheit letzter Schluß sein können: Die wesentlichste Entwicklung im Waldviertel in den achtziger Jahren dürfte die Mobilisierung von endogenem Potential gewesen sein. Initiativen aus der Region selbst, die durch genaue Kenntnis der Umstände angepaßte Lösungen verwirklichen, gewinnen zunächst nur langsam an Boden. Viele kleine und Kleinstinitiativen (von Museen über Bauernmärkte zu Kulturprojekten usw.) weisen auf eine gewisse Tendenzwende des Aktivitätsniveaus der Bevölkerung hin. Nicht zuletzt zeigen sie eine sichtbare Hebung des „Regionalbewußtseins“ an. Bei einer kleinen, aber wachsenden Minderheit der insbesondere im weiteren Sinne unternehmerisch tätigen Menschen scheint die jahrzehntelange einschlägige Haltung der Vorsicht und des Pessimismus durchbrochen. Statistisch meßbar in Produktionszahlen, Beschäftigung und Abwanderungsverminderung ist diese Entwicklung bis jetzt kaum. Trotzdem wirkt ein stiller „Multiplikator“, vor allem dadurch, daß einige Unternehmen und Projekte, insbesondere im Fremdenverkehr, sich durchaus positiv und sogar vorbildlich entwickeln. Sichtbare Erfolge ermutigen auch andere Investitionen, denn die Bereitschaft zu Investitionen ist stark von Erwartungen geprägt, die wesentlich auch im psychologischen Bereich liegen. Diese geänderte Dynamik ist noch nicht die vorherrschende Tendenz, hat aber stetig zunehmende Bedeutung, wengleich vereinzelt regional unterschiedliche Rückentwicklungen zu beobachten sind. Insgesamt bieten aber die genannten Faktoren relativ günstige Voraussetzungen für die Möglichkeit eines „Durchbruchs“ auf breiterer Ebene.

Dynamik ergibt sich auch dadurch, daß die strukturelle Vielfalt gestiegen ist: In der Industrie wurde die Monostruktur vermindert, die Landwirtschaft wurde vielfältiger, der Fremdenverkehr expandierte mit einigen größeren Projekten: Hiemit ergibt sich eine gesündere strukturelle Basis der Entwicklung.

Im Vergleich zur Wirksamkeit von Konzepten in anderen Regionen bzw. im Vergleich zur Entwicklung in anderen Problemregionen kann daher angesichts der drastischen Verschlechterungen der Rahmenbedingungen für regionalpolitische Maßnahmen die Koordination der regionalen Entwicklungsanstrengungen des Waldviertels und insbesondere die Regionalpolitik des Bundes als vergleichsweise erfolgreich betrachtet werden und bietet eine brauchbare Ausgangsbasis für die Herausforderungen der neunziger Jahre, die von der Intensität und Bedeutung her mit großer Wahrscheinlichkeit nicht kleiner als die der achtziger Jahre sein werden.

LITERATUR

- Aiginger, K. et al. (1989): „Die gemeinsamen regionalen Sonderförderungsaktionen des Bundes und der Länder“. Studie des Österreichischen Instituts für Wirtschaftsforschung, Wien
- Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (1980): „Regionales Maßnahmenkonzept Zwettl“, Wien
- Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (1980): „Regionales Maßnahmenkonzept Gmünd – Waidhofen“, Wien
- Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (1980): „Regionales Maßnahmenkonzept Horn“, Wien
- Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (1981): „Land- und Forstwirtschaftskonzept für das Waldviertel 1981“, Wien

- Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (1981): „Regionales Maßnahmenkonzept für die Entwicklung des Fremdenverkehrs im Waldviertel“, Wien
- Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (1990): „Statistisches Handbuch des Landes Niederösterreich 1989/90“, Wien
- Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (o. J.): „Regionales Management im Waldviertel“, Wien
- Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (o. J.): „Standortkompaß Waldviertel für Industrie und Gewerbe“, Wien
- Bernt, D. (1977): „Die Planquadratgemeinden im Mühlviertel und Waldviertel — Modellfall einer ‚Gesundheitslandschaft‘“. In: ÖIR-Mitteilungen 1/77, Wien
- ECO PLUS (1989): „Regionalisierungsbericht 1989“, Wien
- Fast, R. (1988): „Das Waldviertel — österreichische Regionalpolitik zwischen Anspruch und Wirklichkeit aus der Sicht einer benachteiligten Region“, Dissertation Universität Salzburg
- Feigl, H.; Rosner, W. (Hg.) (1990): „Versuche und Ansätze zur Industrialisierung des Waldviertels“, Wien
- Frasl, E. (1989): „Anlaufstelle Bundesländerhaus“. In: Agrarische Rundschau 5/89, Wien
- Gunz, J. (Hg.) (1988): „Allentsteig an den Rand gedrängt — Der soziale und wirtschaftliche Niedergang einer Kleinstadt im Waldviertel am Rande des größten Truppenübungsplatzes Europas“. Forschungsbericht Universität Linz
- Handelskammer Niederösterreich, Sektion Handel (1988): „Kaufkraftstromanalyse 1988“, Wien
- IFES (1990): „Expansionschancen in grenznahen Regionen — Betriebsbefragung“
- Jäger, W. (1984): „Länderregion Ost — Beiträge zu einem räumlichen Leitbild“, Planungsgemeinschaft Ost — Berichte und Veröffentlichungen 3/84, Wien
- Jäger, W. (1990): „Gedanken zur wirtschaftlichen Entwicklung des zentralen Waldviertels“. In: Waldviertel 1/90, Krems
- Kammer für Arbeiter und Angestellte für NÖ (1990a): „Die regionale Beschäftigtenentwicklung 1983-1989“. Wien
- Kammer für Arbeiter und Angestellte für NÖ (1990b): „Pendleranalyse NÖ 1989“. Wien
- Kastner, A. (1981): „Waldviertel — Eine Region erwacht“. Kamptalstudien 3, Wien
- Kleedorfer, J. (1986): „Das Entwicklungskonzept ‚Unteres Kamptal‘“. In: Raumordnung aktuell 2/88, Wien
- Komlosy, A. (1988): „An den Rand gedrängt — Wirtschafts- und Sozialgeschichte des oberen Waldviertels“, Wien
- Komlosy, A. (1987): „Ursachen des Versagens regionalpolitischer Steuerung am Beispiel des oberen Waldviertels“, Österreichische Zeitschrift für Soziologie 2/87
- Landesarbeitsamt Niederösterreich: Projekte im Rahmen der Aktion 8000
- Österreichische Arbeitsgemeinschaft für eigenständige Regionalentwicklung (1989): „Peripherie im Aufbruch“, Wien
- ÖIBF [=Österreichisches Institut für Berufsbildungsforschung] (1989): „Qualifikationsanforderungen und wirtschaftliche Zielsetzungen der Betriebe im Waldviertel“, 4 Bände, Wien
- ÖIBF (1990): „Wirtschafts- und Qualifikationsentwicklung der Grenzregionen in Österreich und Ungarn“, Wien
- ÖIR [=Österreichisches Institut für Raumplanung] (1980): „Vorschläge für regionale Entwicklungsmaßnahmen für das Waldviertel (= ‚Waldviertelplan‘)“, 2 Bände, Wien
- ÖIR (1987): „Truppenübungsplatz und Entwicklungskonzept Allentsteig“. Bearbeitungskonzept, Wien
- ÖIR (1987): „Vorschläge zur Neuordnung der regionalen Fremdenverkehrsorganisation im Waldviertel. Diskussionsgrundlage“. Wien
- ÖIR (1989): „Entwicklungsmöglichkeiten des Regionalverkehrs in der Länderregion Ost“. Wien
- ÖIR (1990): „Laufende Raumbearbeitung, Regionalberichte 1989, Niederösterreich und Wien“, Wien
- ÖIR (1990): „Laufende Raumbearbeitung, Sektoralbericht 1989“, Wien
- Österreichische Bundesbahnen (1990): „Maßnahmen der Österreichischen Bundesbahn für das Waldviertel“. Wien
- Strummer, J. (1989): „Dorferneuerung im Waldviertel“. In: Raumordnung aktuell 1/89, Wien
- Tödting, F. (1983): „Organisatorischer Status von Betrieben und Arbeitsplatzqualität in peripheren und entwicklungsschwachen Gebieten Österreichs“. Wien
- Tödting, F. (1990): „Räumliche Differenzierung betrieblicher Innovationen“. Berlin
- Trischler, K. (1983): „Waldviertel — Regionalpolitische Sandkastenspiele?“. In: Planung und Umwelt 1/83, Wien
- Trischler, K. (1984): „Damit das Waldviertel Zukunft hat“. In: Kamptalstudien 4, Wien
- Trischler, K. (1986): „Waldviertelmanagement“. In: Raumordnung aktuell 3/86, Wien
- Unterluggauer, A. (1990): „Direkte unternehmensbezogene Wirtschaftsförderung des Bundes von 1984 bis 1988“, Wien
- Wiklicky, L. (1990): „Hat der Stärkekartoffelanbau in Gmünd Zukunft?“. In: AGRO-STÄRKE 1/90, Wien
- Wohlmeyer, H. (1990): „Entwicklungsstrategien für Kleinregionen“. Agrarische Rundschau 4/90
- Wohlmeyer, H. (o. J.): „Waldviertelvisionen“, Wien

Die Karner im Bezirk Zwettl

Das Waldviertel weist im Vergleich zum übrigen Österreich eine relativ hohe Dichte an Karnern auf. Allein im Bezirk Zwettl befanden sich nachweislich acht Gebeinhäuser, von denen vier vollständig und von dreien noch die Untergeschoße erhalten sind. Diese erfreuliche Tatsache verlangt nach einer eingehenden Bau- und Quellenanalyse, um Wechselbeziehungen zwischen diesen Bauten feststellen zu können.

Der Karner der Propstei Zwettl, von 1159 bis 1483 Pfarre¹⁾, weist als ältester Bau sehr altertümliche Formen auf: ein kuppelüberwölbter Raum mit einer Halbkreisapsis; das Apsisfenster, das Portal und die Nische darüber werden von spätromanischen Rundbögen gebildet. 1940 bemalte Hans Neumüller das Gewölbe mit dem Fresko „Das Jüngste Gericht“²⁾. Das Ossarium ist leider unzugänglich, da der Zugang abgemauert wurde. Im 17. Jahrhundert wurde der Karner aufgestockt und mit dem abgestuften, kegelförmigen Schindeldach versehen³⁾. Die beiden vorkragenden Steinkonsolen an der Außenmauer des Hauptraumes und der Apsis haben bisher in der Literatur keine Beachtung gefunden⁴⁾.



Karner von Zwettl (ca. 1260)
(Foto: Günther Buchinger, Wien)



Karner von Friedersbach (ca. 1350)
(Foto: Bundesdenkmalamt, Wien)

¹⁾ Hans Wolf, Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer, II. Abteilung: Die Kirchen- und Grafschaftskarte, 6. Teil: Niederösterreich (Wien 1955) S. 278.

²⁾ Dehio Handbuch, Niederösterreich nördlich der Donau (Wien 1990) S. 1341.

³⁾ Maria Capra, Die Karner Niederösterreichs (phil. Diss., Wien 1926) S. 25 f.

⁴⁾ Einzige Erwähnung, aber ohne Deutung bei: Wolfgang Katzenschlager, Kunst und Künstler, in: Zwettl, Niederösterreich, hg. von Walter Pongratz und Hans Hakala I. Teil (Zwettl 1980) S. 291.

Eine fundierte Deutung steht bis heute aus. 1383 wird der Karner zu den heiligen Matthias und Agnes erstmals erwähnt⁵⁾. Ein Kaplan wird eingesetzt, um Messen zu lesen, wahrscheinlich für die Verstorbenen. Allgemein wird aber eine Datierung ins 13. Jahrhundert angenommen⁶⁾, doch kann frühestens ab der Mitte des Jahrhunderts datiert werden, da 1231 Friedrich der Streitbare die Burg, in deren ehemaligen Areal sich der Karner befindet, nach einem Aufstand der Kuenringer völlig zerstörte⁷⁾. Pongratz und Seebach nehmen daher als Entstehungszeit zirka 1260 an⁸⁾. Eppel erwähnt „Spuren eines ehemaligen spätromanischen Portalvorbaus mit spitzem Giebel“, der ihn an den ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammenden Karner von Hadersdorf/Kamp erinnert⁹⁾. Leider ist diese Beobachtung heute nicht mehr nachvollziehbar, da der Außenbau bei einer Restaurierung vollständig übertüncht wurde.

In unmittelbarer Nachbarschaft entstand wahrscheinlich nur wenig später ein weiterer Karner. Im Stift Zwettl wird 1274 eine Stiftung „zur Vollendung des Beinhauses und zur Errichtung eines Andreasaltares daselbst“, zwischen Sakristei und Bibliothek, durch den Wiener Bürger Paltram¹⁰⁾ und eine Lichtstiftung für den Altar im Untergeschoß durch Ludwig von Lichtenau erwähnt¹¹⁾. Kubes nimmt als spätesten Zeitpunkt der Vollendung 1302 an. 1650 wurde das quadratische Kapellengeschoß mit 5/8-Chor abgerissen¹²⁾, das achteckige Ossarium blieb erhalten. Der Eingang ist rundbogig, die vier Fenster sind klein und spitzbogig. Zwischen der Deckplatte des achteckigen Mittelpfeilers und spitzen Konsolen an den Wänden wölbt sich eine dreistrahlige Rippenkonfiguration. Mit Ausnahme von Buberl und Götz, die eine nachträgliche Neueinwölbung im 15. Jahrhundert vermuten¹³⁾, wird die Entstehungszeit des Gewölbes mit der des gesamten Karners gleichgesetzt. Diese Frühdatierung ist insofern möglich, da dieselbe Rippenkonfiguration gleichzeitig in der Krypta der Stephanskirche von Kourým in Böhmen um 1270/80 auftritt und der beidseits gekahlte Rippenquerschnitt mit der Dominikanerkirche in Krems aus dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts identisch ist¹⁴⁾. Die stilistischen und typologischen Unterschiede zur Propstei (Rundbau — achteckig bzw. quadratisch) lassen erkennen, daß die beiden Bauten trotz örtlicher Nähe und vielleicht geringem zeitlichen Abstand völlig unabhängig voneinander entstanden sind und daß die fortschrittlichere Lösung im Stift zu suchen ist.

Im 14. Jahrhundert ist zunächst der Karner von Friedersbach von Bedeutung. Er besteht aus einem halbkugelförmig eingewölbten Rundbau mit hohem gemauerten Kegeldach und einer niedrigeren halbrunden Apsis im Osten. Fünf Strebepfeiler mit Steinpult-

⁵⁾ Siehe 3).

⁶⁾ Österreichische Kunsttopographie VIII, Wien 1911, S. 434 f.

⁷⁾ Handbuch der historischen Stätten Österreichs I (Stuttgart 1985) S. 639.

⁸⁾ Walter Pongratz und Gerhard Seebach, Burgen und Schlösser, III/1, Litschau, Zwettl, Ottenschlag, Weitra (Wien 1971) S. 148.

⁹⁾ Franz Eppel, Das Waldviertel (Salzburg 1963, 1989) S. 255.

¹⁰⁾ Wolfgang Westerhoff, Karner in Österreich (St. Pölten 1989) S. 132.

¹¹⁾ Karl Kubes, Das Zisterzienserkloster Zwettl, Zu seiner romanischen und gotischen Anlage, in: Kuenringersforschungen, Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 46/47, (1980/81) S. 346.

Karl Kubes und Joachim Rössl, Stift Zwettl und seine Kunstschatze (St. Pölten 1979) S. 46.

¹²⁾ Siehe 10).

¹³⁾ Paul Buberl, Ostmärkische Kunsttopographie, Band 29, Die Kunstdenkmäler des Zisterzienserklosters Zwettl (Wien 1940) S. 174.

Wolfgang Götz, Zentralbau und Zentralbautendenz in der gotischen Architektur (Berlin 1968) S. 211.

¹⁴⁾ Siehe 10).

dächern stützen das weiß gefärbelte Bruchsteinmauerwerk. Über dem zylindrischen Mantel befindet sich ein aus Kehlleisten bestehendes Gesims mit einem Kranz von gemauerten dreieckigen Zinnen, die entfernt an Pulkau erinnern. Das Dach wird von einem hohen Steinkegel gebildet, während die Apsis von einem Ziegelwalmdach bekrönt wird. Im Südosten ist eine unscheinbare rechteckige Öffnung zum unterirdischen Beinhaus erkennbar, das aber leider nicht erforschbar ist, da es bis an den Rand mit Gebeinen gefüllt ist. Die Funktion des rechteckigen Fensters darüber ist rätselhaft, da es nicht in den Hauptraum, sondern in den Hohlraum zwischen Gewölbe und Dach mündet. Das Aussehen des Karners muß als weitgehend original betrachtet werden, da nur 1907 die Zentralkommission von Ausbesserungsarbeiten an der Außenmauer berichtet¹⁵⁾. Umschreitet man das Gebäude, so findet man noch ein kleines Spitzbogenfenster im Süden, das innen eine tiefe Leibung aufweist, und schließlich an der Apsis ein Spitzbogenfenster mit einer Hohlkehle in der Umrahmung und einer innen viel unregelmäßigeren Leibung. Durch das Granitportal mit geradem Sturz und einer Holztür mit original gotischen Eisenbeschlägen¹⁶⁾ gelangt man in den Innenraum. Außer den beiden erwähnten Fenstern ist hier noch ein drittes, abgemauertes Fenster mit abgeschrägter Leibung zu sehen. Die heutige Ansicht geht auf eine Renovierung im Jahre 1959 zurück¹⁷⁾. Dabei wurden der bis dahin erhaltene Altarstein und die gemauerten Sitze an den Wänden ausgebessert. Das Motiv der Sitzbank findet sich auch in den Karnern von Pulkau und Tulln. Außerdem wurde 1959 die weiße Tünche aufgetragen. Dadurch sind für uns die 1872 freigelegten Freskenspuren nicht mehr sichtbar, und wir können keine Kenntnisse über den Stil der Figuren gewinnen. Versucht man aber die allgemein anerkannte Datierung des Karners ins 14. Jahrhundert dokumentarisch zu erhärten¹⁸⁾, so wird man keine eindeutigen urkundlichen Aussagen finden. 1159 wird Friedersbach in einer Passauer Urkunde zur Pfarre erhoben¹⁹⁾ und das Pfarrgebiet eindeutig von Zwettl abgegrenzt. Diese Trennung hat zur Folge, daß Friedersbach in keinem genealogischen oder pfarrorganisatorischen Zusammenhang zu Zwettl steht. Vielmehr tritt hier ein Geschlecht aus Baden auf, die Ministerialen von Rauhenegg, die sich später Tursen, d. h. Riesen, nennen²⁰⁾. 1335 verkaufen sie das Gebiet an Johann Capell²¹⁾. Dieser oder sein Nachfolger kann in einer Beziehung zur Entstehung des Karners von Friedersbach gestanden sein. Die neueren Datierungen des Bauwerks um 1350/60 sind jedoch nicht fundiert genug²²⁾. Strohmayer nennt als Begründung die Vergleichbarkeit mit dem Karner von Burgschleinitz bei Eggenburg, der aber in Wirklichkeit um ein halbes Jahrhundert später zu datieren ist und ganz andere Formen aufweist²³⁾.

In örtlicher und zeitlicher Nähe zu Friedersbach entstand in Döllersheim ein nicht erhaltener Karner. Die Quellenangaben sind sehr unterschiedlich. Biedermann nennt einen

¹⁵⁾ siehe 3) S. 25.

¹⁶⁾ Siehe 9) S. 103.

¹⁷⁾ Chronik (im Inneren des Karners angebracht).

¹⁸⁾ Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien XV (Wien 1875) S. 58.

Mitteilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale XVII, Wien 1891, S. CXL.

¹⁹⁾ Karl Gutkas, Land um die Kamptalseen (Wien 1963) S. 72.

²⁰⁾ Siehe 1) S. 294.

²¹⁾ Ebenda.

²²⁾ Siehe 2) S. 228 und Franz Strohmayer, Die Pfarre Friedersbach, in: Zwettl, Niederösterreich, hg. von Walter Pongratz und Hans Hakala, 2. Teil (Zwettl 1982) S. 157.

²³⁾ Siehe 10) S. 136.

Pfarrer Simon von Töllersheim, der 1361 eine Bruderschaft zu Ehren der heiligen Frau stiftete²⁴⁾, deren Benefiziat jeden Montag im Karner eine Messe für die Verstorbenen lesen mußte. Die Topographie nennt 1374 eine St. Nikolai-Bruderschaft, die zwei Messen pro Woche im Karner feierte²⁵⁾. Die nächste Meßstiftung ist erst wieder aus dem Jahr 1505 bekannt durch Reinhart von Waldreichs, dem Erbauer des südlichen Seitenschiffs der Kirche.²⁶⁾ Das Interesse der Bruderschaften für den Karner in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kann möglicherweise unmittelbar mit seiner Entstehung zusammenhängen. Seine äußere Gestalt konnte Biedermann nur mehr durch ein Ölbild im Schloß Ottenstein beurteilen, das einen Rundbau nördlich der Kirche zeigte²⁷⁾. Er stellt sich somit dem Grundriß nach in eine Reihe mit Zwettl/Propstei und Friedersbach. 1660 wird das Patrozinium zum heiligen Michael genannt, 1770 wird der Karner neu eingedeckt, Ende des 18. Jahrhunderts seines Daches beraubt und 1802 abgebrochen²⁸⁾.

Kirchenrechtlich gehörte Döllersheim zu Altpölla, seit etwa 1050 babenbergische Eigenpfarre²⁹⁾. Der Karner von Altpölla wurde jedoch ebenfalls um 1800 durch Pfarrer Franz Xaver Mohr als Material für die Vergrößerung des Pfarrhofes abgerissen³⁰⁾. 1496 wird er zum erstenmal erwähnt. Die Topographie beschreibt ihn als Kapelle zur heiligen Magdalena mit rundem Grundriß, von dem die Grundmauern noch erhalten seien³¹⁾. Dies trifft in der Tat zu. Südlich der Kirche befindet sich im Friedhofsareal ein unterirdischer Raum, der außerhalb der Kirchenmauer wegen des abschüssigen Geländes ebenerdig zugänglich ist. Er wird heute als Keller verwendet. Die Tatsachen, daß der Raum unter dem Friedhof liegt, sein Eingang der Kirche abgewandt ist und sein Gewölbe eine Tonne mit für die Gotik typischem Bruchsteinmauerwerk bildet, sprechen für die ursprüngliche Funktion als Ossarium eines Karners. Bemerkenswert ist aber sein rechteckiger Grundriß, der die Rundform des Kapellengeschoßes zwar nicht ausschließt, die Notiz in der Topographie aber zumindest nicht bestätigt.

In Kottes steht seit 1984 nördlich der Kirche eine Aufbahrungshalle. Ihr Vorgängerbau zum heiligen Markus wurde 1839 abgerissen, nachdem er 1656 vom Abt von Göttweig erneuert worden war³²⁾. Erhalten blieben die Grundmauern der rechteckigen Kapelle mit 5/8-Chor und acht Strebepfeilern sowie das komplette Ossarium. An der Ostseite führen mehrere Stiegen in den tonnenüberwölbten Rechteckraum, der zum größten Teil mit geschichteten Knochen gefüllt ist. Ausgrabungen in den achtziger Jahren förderten farbige Fensterscheiben, Fußbodenfragmente aus Ziegelsteinen und Sandsteinfragmente hervor³³⁾. Letztere wurden von Kitzler als Rippen gedeutet, meiner Meinung nach handelt es sich dabei um Teile von Maßwerkfenstern. Ein Rippengewölbe kann daher nicht als bewiesen gelten. Die relativ großen Ausmaße des Karners von 13,4 m × 5,4 m veranlaßten Kitzler

²⁴⁾ Stephan Biedermann, Döllersheim (Zwettl 1929) S. 10.

²⁵⁾ Siehe 6) S. 20.

²⁶⁾ Ebenda.

²⁷⁾ Siehe 24).

²⁸⁾ Ebenda.

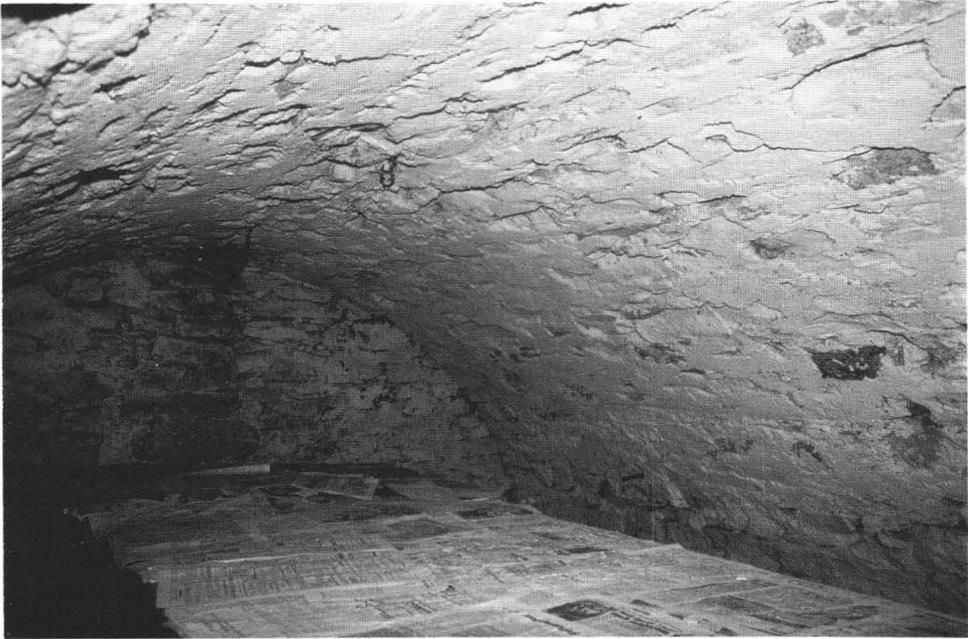
²⁹⁾ Siehe 1) S. 238, 247.

³⁰⁾ Friedrich B. Polleroß, Bildende Kunst, in: Ders. (Hg.), Geschichte der Pfarre Altpölla (Altpölla 1982) S. 198.

³¹⁾ Siehe 6) S. 161.

³²⁾ Siehe 3) S. 68.

³³⁾ Franz Kitzler, 900 Jahre Kirche Kottes (Festschrift 1983) S. 29.



Karner von Altpölla (1496 erwähnt)
(Foto: Günther Buchinger, Wien)



Karner von Kottes (14. Jahrhundert)
(Foto: Günther Buchinger, Wien)

zu mehreren Thesen³³). Zum einen begründet er sie durch den felsigen Untergrund des Friedhofs, der bewirkte, daß die Gräber klein gehalten und daher häufig ausgegraben werden mußten. Deshalb war ein großer Karner notwendig. Zum anderen vermutet er als zweite kurzfristige Funktion der Kapelle eine interimistische Verwendung als Kirche, während das nebenan stehende Gotteshaus umgebaut wurde. Zunächst stand hier eine romaneske Kirche des 12. Jahrhunderts, ihre heutige Gestalt erhielt sie weitgehend im 15. Jahrhundert. Da die Markuskapelle zu diesem Zeitpunkt bereits gestanden haben müßte, datiert sie Kitzler ins 14. Jahrhundert. Auch wenn diese Vorgangsweise sehr hypothetisch und unexakt ist, so gibt Kitzler immerhin eine Begründung für seine Annahmen. Dies fehlt Zotti³⁴), der dasselbe Jahrhundert annimmt, wie Eppel und dem neuen „Dehio“³⁵), die ins 15. Jahrhundert datieren. Die Frage kann nicht entschieden werden, solange nicht eine genaue Untersuchung des Bruchsteinmauerwerks im Ossarium stattgefunden hat. Dasselbe gilt für das Untergeschoß des Karners von Altpölla.

In Großglobnitz fallen durchwegs Neuerungen für das Waldviertel auf. Schon die Außenansicht zeigt einen an den runden Bau anschließenden Chor, bestehend aus einem Chorjoch und 5/8-Schluß. Um das ganze Bauwerk läuft ein Hohlkehlegesims als Sockel, bekront wird der Karner von einem Kegel- und einem abgewalmten Satteldach. Der ausnahmsweise zugängliche Gruftraum hat in der Mitte einen achteckigen Granitpfeiler mit einem Sockel, ein Motiv, das bereits aus dem Stift Zwettl und Deutsch Altenburg bekannt ist. Rund um den Pfeiler wölbt sich eine ringförmige Tonne, die von acht rundbogigen Stichkappen eingeschnitten wird. Im Chor erhebt sich eine rundbogige Tonne. Das Fenster im Chor ist noch erhalten, während 1981 der frühere Eingang zu einem Rundbogenfenster und ein kleines Fenster im Süden zu einem großen Eingang umfunktioniert wurden³⁶). Im Nordwesten wurde zusätzlich eine kleine Öffnung ausgebrochen. Der runde Kapellenraum wird von einem achteiligen Sterngewölbe mit acht spitzbogigen Stichkappen abgeschlossen. Das Rippenprofil bilden beiderseits abgeschrägte Grate und Hohlkehlen. Jeweils zwei Rippen ruhen auf kleinen knopfförmigen Konsolen. Der Chor wird von Kreuzrippen mit radialen Stichkappen gebildet. Die heutige Fenster- und Eingangssituation entspricht wiederum nicht dem Stand vor 1981. Statt des heutigen Einganges war ein Fenster angebracht, während der frühere Eingang im Chor, der über eine Treppe erreichbar war, in ein Fenster umfunktioniert wurde. Diese Veränderungen gehen ebenfalls auf die Restaurierung zurück³⁶). Die Maßnahmen sowohl im Ossarium als auch im Kapellenraum sind aber nicht aus der Luft gegriffen, da schon Maria Capra die heutige Lösung als die ursprüngliche bezeichnete³⁷). Der stilistische Vergleich mit den bisher besprochenen Karnern verblüfft, vor allem wenn man bedenkt, daß allgemein eine Datierung ins 14. Jahrhundert anerkannt wird, also in etwa gleichzeitig mit Friedersbach³⁸). Allerdings sind in den letzten Jahren Zweifel entstanden über die Originalität des Gewölbes — im Dachstuhl wurde eine Inschrift mit der Jahreszahl 1842 entdeckt. Teubler stellte 1981 bei der Freilegung des Mauerwerks fest, daß das Gebäude oberhalb des Gewölbeansatzes einmal eingestürzt war³⁹).

³⁴) Wilhelm Zotti, *Kirchliche Kunst in Niederösterreich*, Band 2, (St. Pölten 1986) S. 183.

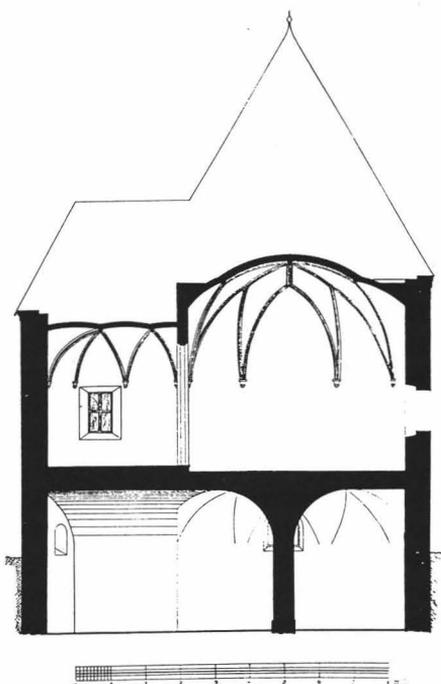
³⁵) Siehe 2) S. 550, 9) S. 149.

³⁶) Chronik (im Vorraum der Pfarrkirche angebracht).

³⁷) Siehe 3) S. 31 f.

³⁸) Siehe 3) S. 28 f., 6) S. 327, 36).

³⁹) Hildegard Teubler, *Die Pfarre Großglobnitz*, in: Zwettl, *Niederösterreich*, hg. von Walter Pongratz und Hans Hakala (Zwettl 1982) 2. Teil, S. 215.



Karner von Groß-Globnitz (1449)
(Längsschnitt aus: Österreichische Kunsttopographie)



Karner von Groß-Globnitz
(Foto: Günther Buchinger, Wien)

Daraus kann man schließen, daß das Gewölbe vor 1842 mit historistischer Einfühlung entstand. Die Rippen sind aber an einer Stelle mit der Jahreszahl 1449 bezeichnet⁴⁰⁾. Diese Inschrift könnte die neugotische Restaurierung vom Vorgängergewölbe übernommen haben. Meiner Meinung nach trifft dieses Datum den Stil des Karners besser als die sonst angenommene Datierung ins 14. Jahrhundert, auch wenn das ursprüngliche Gewölbe nicht unbedingt Rippen aufgewiesen haben muß, sondern vielleicht eine Kuppel war. Nimmt man zweiteres an, dann stünde uns wieder mit Ausnahme des polygonal gebrochenen Chores der vertraute Typ von Zwettl/Propstei und Friedersbach vor Augen. Trotz dieser schön in ein Schema passenden Vermutung darf aber die historische Tatsache nicht außer acht gelassen werden, daß Großglobnitz pfarrorganisatorisch zu Altpölla gehörte⁴¹⁾ und sich dadurch eine neue Einflußrichtung eröffnet. Der Vergleich dieser beiden Bauwerke ist aber nicht mehr möglich. Wie man auch immer die ursprüngliche Form beurteilt, eine Datierung des Bauwerks ins 14. Jahrhundert erscheint mir zu früh, da das Verhältnis des weiten Raumes von sieben Meter Durchmesser zu der geringen Mauerstärke von 90 Zentimeter sogar den jüngsten Karner von Großgöttfritz bei weitem übertrifft.

Bei diesem Karner handelt es sich wieder um einen Rundbau mit runder Apsis. Die Tatsache, daß das Bauwerk unverputzt ist, wodurch die charakteristischen Balkenlöcher sichtbar werden, gibt uns eine Datierungshilfe, da Maria Capra dieses Phänomen, sofern es

⁴⁰⁾ Siehe 9) S. 118.

⁴¹⁾ Siehe 1) S. 246.



Karner von Groß-Göttfritz
(Foto: Bundesdenkmalamt, Wien)

nicht auf eine spätere Restaurierung zurückzuführen ist, in das späte 15. Jahrhundert datiert⁴²⁾. Der sonstige stilistische Bestand ist aber für dieses Jahrhundert sehr einfach: das Portal zeigt einen breiten Spitzbogen mit einer fünfseitigen aus der Mauer herausragenden Platte links daneben, die vermutlich den Rest einer Kanzel darstellt. Die beiden erhaltenen Fenster sind spitzbogig bzw. mit einem Kleeblattmaßwerk versehen. Der Innenraum mit Konsekrationskreuzen an den Wänden zeigt wie so oft ein einfaches Kuppelgewölbe, für das 15. Jahrhundert eine sehr altertümliche Form. Der Triumphbogen ist mit der Jahreszahl 1495 bezeichnet. Auf dem Sturzbalken der Eingangstür in den Gruftraum, der durch seinen engen Zugang kaum erreichbar ist, stehen die Buchstaben AEIOU und die Jahreszahl 1483. Diese Hinweise können meiner Meinung nach die exakte Datierung bedeuten, was in der Lite-

ratur auch immer angenommen, aber nie begründet wird. 1483 erhob Friedrich III. Zwettl, die Mutterpfarre von Großgöttfritz, zur Propstei und Großgöttfritz selbst zu einer selbständigen Pfarre⁴³⁾. Man könnte natürlich annehmen, daß die Inschrift nur auf dieses Ereignis Bezug nimmt, während der Karner schon viel länger existierte. Doch ist bekannt, daß unter Friedrich III. oft historistisch gebaut wurde⁴⁴⁾, um Bezüge zur Vergangenheit, in diesem Fall zum alten Karner der neuen Propstei, herzustellen. Die Vorbildhaftigkeit läßt sich im gleichen Grundriß, im gleichen Gewölbe und vielleicht auch in der Tatsache zeigen, daß sich in beiden Fällen über dem Portal eine zugemauerte Öffnung befindet, in der vermutlich eine Totenleuchte untergebracht war. Die Unterschiedlichkeit der Dächer kann nicht als Gegenbeweis angeführt werden, da das Dach in Zwettl, wie schon erwähnt, später entstanden ist. Schon Wolfgang Götz fragt sich bei der Behandlung von Großgöttfritz, ob das zähe Festhalten an einer romanischen Form nicht zuweilen mehr ist als nur provinzielles Nachleben einer als vorbildhaft empfundenen Baugestalt⁴⁵⁾. Vielleicht kann das indirekte Eingreifen Friedrichs der Grund dafür gewesen sein, obwohl ich zugeben muß, daß keine urkundlichen Beweise hierfür existieren.

Abschließend kann für den Raum Zwettl folgende Bautypologie erstellt werden:

1. Ausnahmerecheinung des Karners im Stift Zwettl, achteckig bzw. quadratisch, Sternrippengewölbe, Ende 13. Jahrhundert;

⁴²⁾ Siehe 3) S. 88.

⁴³⁾ Siehe 1) S. 279.

⁴⁴⁾ Mario Schwarz, Stilfragen und Nachwirkungen des Friderizianischen Historismus, in: Unsere Heimat. Zeitschrift des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich und Wien 52 (1981) S. 243 ff.

⁴⁵⁾ Siehe Götz Anm. 12) S. 210.

2. Rechteckbau: Kottes aus dem 14. Jahrhundert. — Beide Karner sind künstlerisch vom Zwettler Umkreis unbeeinflusst. Die Stiftung der Kuenringer in Zwettl und die Göttweiger Gründung von Kottes stehen auch politisch in keinem Zusammenhang zu den landesfürstlichen Pfarren, die
3. den Rundbau mit Kuppel bevorzugen: Propstei Zwettl nach 1231, Friedersbach um 1350/60, Döllersheim (?) vor 1361, Altpölla (?) aus dem 14. Jahrhundert (?), Großglobnitz (?) von 1449, Großgöttfritz von 1483 bis 1495.

Gustav Reingrabner

Eine Stadt und ihre Herren

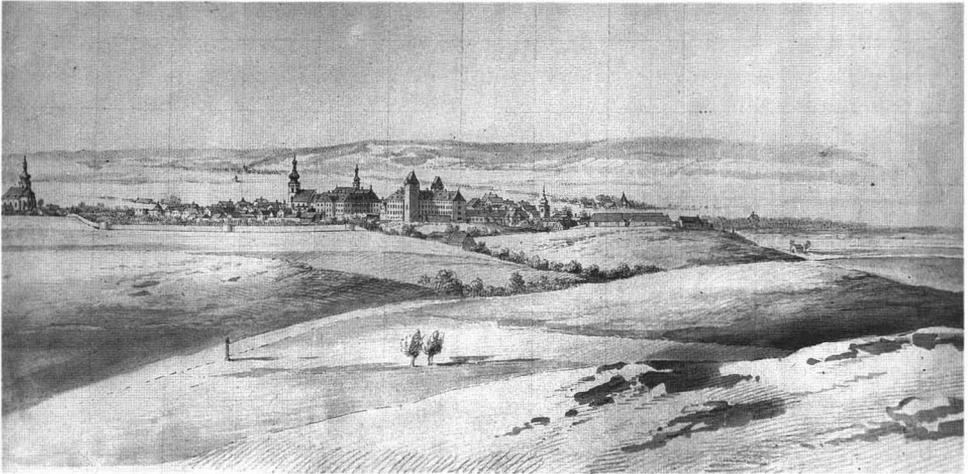
Gedanken zu einer kleinen Ausstellung in Horn

1. Stadtherrschaft

Die am östlichen Rand des Waldviertels liegende Stadt war — wenn von den Unklarheiten in der Forschung bezüglich der Gründungsperiode abgesehen wird — stets eine grundherrschaftliche Stadt. Sie gehörte damit zu der zahlenmäßig erheblich größeren Gruppe von niederösterreichischen Städten, die nicht unmittelbar dem Landesherrn unterstanden, sondern Teil — oft auch Mittelpunkt und Sitz — einer Grundherrschaft waren. Mit dieser Feststellung ist zunächst eine rechtliche Qualität angegeben. Es ergibt sich aber auch die Frage, ob damit nicht auch noch erheblich mehr ausgedrückt wird. Und dieser Frage ist nachzugehen. Dabei soll stets auf die Verhältnisse in der Stadt im Poigreich Bezug genommen werden.

Die landesfürstlichen Städte und Märkte hatten das Recht, sofern sie nicht dem Vicecomant unterstanden, ihre Vertreter zu den Landtagen zu entsenden, die seit dem 15. Jahrhundert regelmäßig über die Leistungen des Landes, seine Ordnung und seine Beziehungen zum Landesherrn zu beraten hatten. Sie hatten — durch ihre Vertreter — bei der Erbhuldigung dem Landesherrn direkt und unmittelbar ihre Treue und Ergebenheit zu erklären beziehungsweise zu schwören. Sie hatten ihre Abgaben direkt in die landesfürstliche Kasse zu bezahlen und unterstanden — wenigstens seit dem 16. Jahrhundert — nicht einem Anwalt, Verwalter oder Pfleger, der auch richterliche Funktionen ausübte. Wie weit sie selbst Gerichtsfunktionen ausüben durften, war freilich von Stadt zu Stadt verschieden. Immerhin aber waren sie bemüht, ihre jeweiligen Privilegien durch die Herrscher bestätigen zu lassen. Einige unter ihnen besaßen eine stattliche Reihe derartiger Privilegienbestätigungen, auch wenn der Inhalt derselben eher als dürftig und schematisch anzusehen ist.

Von alledem war bei den grundherrlichen Städten wenig zu sehen. Waren der Landesherr — und auch seine Behörden (wenigstens bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts) — weit von der Stadt entfernt, so galt das für grundherrschaftliche Städte in der Regel nicht. Natürlich gab es in den Herrschaftsagglomerationen, die vor allem in der ersten Hälfte des



Georg Ignaz Metzburg: Horn um 1795
(Federzeichnung aus der NÖ Landesbibliothek, Foto: Stadtarchiv Horn)

17. Jahrhunderts entstanden und von denen für den niederösterreichisch-mährischen Grenzbereich nur die Herren, bald Grafen von Liechtenstein genannt werden sollen, auch Städte, die von der zentralen Verwaltung der sie besitzenden Familie weit entfernt waren, aber das war — wie schon bei den Maissauern im 14. und bei den Puchheimern im 15. Jahrhundert — eher die Ausnahme. Horn erlebte das in einigen Generationen der Grafen Hoyos, doch brachten deren Erbteilungen wieder die Folge mit sich, daß Horn doch die einzige Stadt im Besitz der betreffenden Linie blieb. Eher war da schon von Bedeutung, daß sich die Besitzer der verschiedenen Herrschaften vor allem in Wien aufhielten, wo sie einen Dienst bei Hof, Militär oder bei einer anderen Behörde wahrnahmen. Die innere Loslösung von der Herrschaft betraf ab dem 17. Jahrhundert sehr wohl die grundherrschaftlichen Städte —, führte aber keineswegs zu einer Verbesserung ihres Status, sondern — weil die Verwaltungsfunktionen nun von einer Kanzlei ausgeübt wurden — eher zu einer Verringerung der Freiheiten. Dabei wirkte sich natürlich auch das Vorbild des landesherrlichen Absolutismus aus: was im Land geschah, sollte auch in der Herrschaft Platz greifen.

Vielleicht war diese Position in der Herrschaft einer der Gründe, warum die grundherrschaftlichen Städte nach dem 16. Jahrhundert kaum eine positive Entwicklung nahmen und klein blieben. Horn hatte gegen Ende des 16. Jahrhunderts rund 1000 Häuser; das ergab eine Bewohnerzahl von etwa 1000 Personen. Die Erweiterungen seit Mitte des 17. Jahrhunderts brachten die Häuser allmählich in die Nähe von 150; bezüglich der Bewohner läßt sich keine so eindeutige Aufwärtsentwicklung feststellen. Und damit fiel die an sich schon kleine Stadt im Poigreich immer weiter zurück — ihre wirtschaftliche Kraft war — vor allem nach dem Ende der von der Herrschaft des Grafen Kurz geleiteten Tuchproduktion — unbedeutend. Die Begrenzung des Einflusses auf eine Herrschaft, das Nebeneinander der vielen herrschaftlichen Städte und Märkte im Lande unter der Enns waren wesentliche Gründe, die eine weitgehende Entwicklung unterbanden. Sicher war die Tatsache, daß die große Residenzstadt Wien mitten im Lande lag und sehr viele Möglichkeiten der Entwicklung an sich zog, ein anderer Grund für die unzureichende Entwicklung der meisten grundherrschaftlichen Städte.

2. Herrschaft als Charakteristikum des Lebens

Eine Stadt hatte also einen Herren. Das bedeutete vordergründig, daß sie in ihrer Willensbildung nicht unabhängig war. Das bedeutete ferner, daß sie Abgaben zu zahlen hatte beziehungsweise Leistungen erbringen mußte. Das hatte aber einen Hintergrund, der erheblich über derartige Begrenzungen und Verpflichtungen hinausging.

Ein Herr war gewissermaßen das irdische Abbild des himmlischen Herrn, der von sich verkündigen ließ: „Ich bin der Herr, Dein Gott“ (1. Gebot). Das daraus resultierende Lebensgefühl ist für den Menschen bis an den Rand des 20. Jahrhunderts als wesentlich und essentiell anzusehen. Er wußte, daß er einen Herren hatte. Die lutherische Reformation verbreitete die Kenntnis der Erklärung Luthers zu diesem ersten Gebot auch im Lande unter der Enns: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.“ Und darin wird der Inhalt dieses Gefühls, einen Herren zu haben, erläutert. Der Herr war zu fürchten — so wie es auf der Tafel im Hof des Horner Schlosses von Hans (IX.) von Puchheim hingeschrieben wurde: „Sei Untertan der Obrigkeit, denn sie trägt das Schwert nicht umsonst; sie dient Gott damit“ (darin sind Worte aus Röm. 13, 1, Tit. 3, 1, Röm. 13, 4 verwoben). Die Obrigkeit straft im Auftrag Gottes. Darum ist sie zu fürchten, wie man auch Gott fürchtet: Dabei ist dieses Strafen nicht eine Handlung der Willkür oder der Machtgier; es geht vielmehr um die Durchsetzung des Rechtes — und das Gesetz ist bei Gott zuhause. Die Obrigkeit hütet es. Der Herr war aber auch zu lieben — eben deshalb, weil sein Strafen nicht zum Verderben führen soll, sondern dazu, daß sich der Böse „bekehre von seinem Wesen“ (Hes. 18, 23), so daß er leben könne. Den Herren kann man lieben, weil es seine Pflicht ist, die er ausübt, den Untertan zu schützen, zu fördern, ihm zu helfen. Und darum kann man dem Herren vertrauen.

So gewiß es ist, daß diese Ideale nicht erreicht wurden und — von beiden Stellen — tausendmal mit Füßen getreten wurden —, so gewiß ist es auch, daß sie als Ideologie hinter dem Herren-Untertanen-Verhältnis standen. Das, was für Gott uneingeschränkt gilt, gilt für alle irdischen sozialen und politischen Verhältnisse zwar zu einem erheblich eingeschränkten und immer wieder gebrochenen Verhältnis, aber doch so, daß immer noch das himmlische Vorbild durchschimmert. Diese Typologie ist der Kern des Verhältnisses von Herren und Untertanen.

Und es war ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit. Der Treue und dem Gehorsam auf der einen Seite entsprachen der Schutz und die Fürsorge auf der anderen Seite. Zur Treue gehörte für den Stadtbürger, daß er seine Stadt, die zugleich die Stadt des Herren war, verteidigte. Und zum Schutz des Bürgers gehörte, daß der Herr alles unternahm, was er konnte, um die Verteidigung der Stadt erfolgreich werden zu lassen. Es waren die Erschütterungen der Hussitenzeit und die Kämpfe während der Regierungszeit Kaiser Friedrichs III., die zum erstenmal diese Verpflichtung nachhaltig störten. Und es war die Entwicklung der Landes- wie der Stadtverfassungen, die diese Treue und gegenseitige Verpflichtung immer deutlicher zu einem dringlichen Recht werden ließen, mit dem auch gehandelt werden konnte, das aufgegeben, gekündigt oder weitergegeben werden konnte. Das war eine der Wurzeln dafür, daß die Beziehung zwischen den Städten und den Herren immer problematischer wurde.

Die Problematik trat in Horn sicher unverhüllt zutage, als Vinzenz Muschinger, der die von den Puchheim konfiszierte Stadt käuflich erworben hatte, selbst in die Stadt kam und dort jene Begrüßung erwartete, die Ausdruck der Treueverpflichtung der Bürger war. Er tat es auch noch in Verbindung mit der Verpflichtung zum Besuch des katholischen Gottesdien-

stes. Die Verweigerung der ihm gebührenden Ehrenrechte durch die Bürger, die bis an den Rand des eben noch Ertragbaren ging, war unübersehbar. Und im späteren 17. Jahrhundert trat dann die Auflösung der inneren Beziehungen zwischen Herren und Bürgern in der Stadt ganz deutlich zutage, als sich die Stadt weigerte, dem neuen Stadtherren Ferdinand Max Graf Sprinzenstein die „Partition und Angelobung“ zu leisten, worauf die Herrschaft zu üblen Gewaltmaßnahmen griff.

Das 18. Jahrhundert brachte dann das Gefühl, einen Herren zu haben, durch eine immer schärfere Anspannung der wirtschaftlichen Forderungen ins Wanken. Und dabei versuchte die Stadt immer öfter, sich durch die Anrufung des landesfürstlichen Gerichtes gegenüber der Herrschaft zu behaupten. Diese Befassung des Landesfürsten und seiner Behörden war ein anderer Faktor, der im 18. Jahrhundert einer Auflösung der Beziehungen zwischen Stadt und Herrschaft Vorschub leistete. Die Errichtung der Kreisämter durch Maria Theresia brachte auch den einzelnen Bürger, erst recht aber die Vertreter der Städte in unmittelbaren Kontakt mit landesfürstlichen Behörden. Die josephinische Magistratsreform, in deren Zusammenhang Horn in einem langen Prozeß das Recht erstritt, eine eigene Körperschaft zu bilden, löste nicht nur die Autonomie der verschiedenen Stadtverfassungen auf, sondern brachte auch den unmittelbaren Einbruch landesfürstlichen Rechtes in die Stadt. Die Weichen in Richtung auf die dann in der Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgende Auflösung der Beziehungen zwischen Stadt und Herrschaft waren gestellt.

Dabei ist aber zu sehen, daß das Gefühl, einen Herren zu haben, nicht aufgelöst wurde. An die Stelle der kleinen Einheiten, also etwa der Grundherrschaft und dann des Landes, traten die größeren Einheiten, also der habsburgische Kaiserstaat (wie das seit 1804 genannt wurde). Die *clementia* und *pietas Austriaca*, die sorgsam seit den Tagen der katholischen Erneuerung und des landesfürstlichen Absolutismus gepflegt und als Zuwendung zu allen Untertanen ausgebaut wurde (auch theologisch zu begründen versucht wurde), wurde Vorläufer des Patriotismus, der Franz II. (I.) zwar angeblich nicht unbedingt angenehm war (so behaupten wenigstens Anekdoten), der aber das Herrengefühl gegenüber der Herrschaft weithin abzulösen imstande war. Haydns Volkshymne von 1805 ist da durchaus als Hinweis zu sehen, literarisches Schaffen — etwa von Heinrich von Collin — gehört dazu; und in Horn ließ sich ein Bürger ein großes Schild malen, daß der Kaiser in seinem Hause Audienzen gehalten hätte.

3. Gefolgschaft und Gemeinschaft

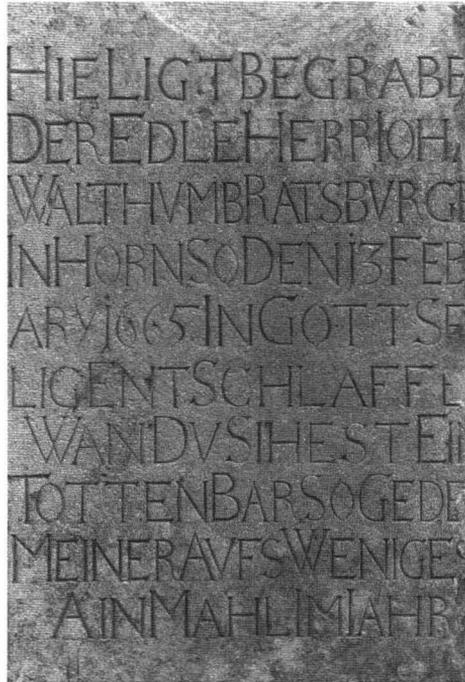
Es läßt sich nachweisen, daß der Vorgang der Stadtgründungen im Hochmittelalter ein durch viele Faktoren gesteuerter und bestimmter Prozeß war. Dabei ging es in der Regel darum, daß durch die Einbringung von Gefolgsleuten in die Stadt und durch die Betrauung derselben mit Aufgaben der Leitung und Verteidigung, damit aber auch der Rechtssprechung und der Sorge für das soziale Gedeihen, nicht nur das Treueverhältnis zu den Herren gesichert war, sondern der Stadt auch in ihrem Inneren Struktur und Gestalt gegeben wurde. Das bedeutete zwar auch die Errichtung von Schichtungen und Gruppierungen in den Städten, zunächst aber jedenfalls eine mehrfach gesicherte personale Bindung an den Stadtherren.

Es war dann allerdings bezeichnend, daß innerhalb der Städte diese Gefolgschaftsstruktur immer deutlicher durch andere Formen der Gruppenbildung abgelöst wurde. In dem Maße, in dem etwa die Wehrfunktion gegenüber den Handels- und Wirtschaftsfunktionen in den Hintergrund trat, wurde Raum frei für derartige Umgestaltungen. Diese wirkten

sich natürlich in kleinen Städten — wie Horn — erheblich weniger aus als in den großen Handelsmetropolen, die an wirtschaftlicher Macht sehr bald gegenüber ihrem Umland und auch gegenüber zahlreichen adeligen Herrschaften als Ausnahmeerscheinung angesehen werden mußten. Das war in Horn nicht der Fall; auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte die Stadt nur rund 100 Häuser, der Herrschaft waren insgesamt aber 848 Häuser untertänig. Das bedeutete, daß trotz der gewissen Konzentration wirtschaftlicher Kräfte in der Stadt das Gleichgewicht keineswegs zugunsten der Stadt verschoben war. Insgesamt ist aber auch in der Entwicklung von Horn nachzuweisen, daß es zur Ausbildung einer städtischen Gemeinschaft gegenüber der Herrschaft kam. Also nicht mehr so sehr der einzelne, als vielmehr die Gesamtheit stand in Treueverpflichtung gegenüber dem Stadtherren. Das bedeutete nicht nur eine Verschiebung der Situation in der Stadt, sondern auch eine gewisse Minderung der Intensität des Treueverhältnisses zum Stadtherren.

Denn mit dieser Ausbildung einer genossenschaftlich verstandenen Stadtgemeinde drohten der Herrschaft Gefahren im Blick auf die Meinungs- und Willensbildung und ihr gegenüber. Dem versuchte man immer wieder dadurch entgegen zu wirken, daß man Vertrauensleute der Herrschaft in führende Positionen der Stadt brachte. In diesem Zusammenhang spielte im 16. Jahrhundert der Posten des Stadtschreibers eine gewisse Rolle, im 17. Jahrhundert war es dann die Funktion des Bürgermeisters, die immer stärker von der Herrschaft für sich reklamiert wurde. In den Jahren der Rheinstein-Tattenbachschen Herrschaft über die Stadt Horn sprach man nur mehr vom „Amtsbürgermeister“. Und Caspar (von) Walthumb und seine Familie verkörpern durch ihre Personen gewissermaßen diese schon unter dem Grafen Kurz einsetzende Entwicklung. Die Einheit der Bürgergemeinde sollte aufgesprengt werden. Im Jahre 1736 begann die Stadt über Beschluß des inneren und des äußeren Rates einen Prozeß gegen die Herrschaft wegen der gewaltsamen Sequestrierung der Getreideernte durch dieselbe. Alle Bürger wurden verpflichtet, beziehungsweise verpflichteten sich durch Unterschrift und Siegel, anteilmäßig zu den Prozeßkosten beizutragen, zur „gemeinschaftlichen Gerechtigkeit und dessen zukünftiger ruhiger und inper-turbierter Possession“. Hier unternahm es die Stadt gegenüber derartigen Spaltungsversuchen, die innere Einheit zu erhalten. Die eidliche Verpflichtung sollte dazu dienen.

Dabei ist zweierlei zu sehen. Einerseits war die Ausbildung der bürgerlichen Gemeinschaft durchaus beschränkt. Vergleiche zwischen der Entwicklung in Horn und jener in der bischöflich freisingischen Stadt Waidhofen an der Ybbs beweisen das für das 16. Jahrhun-



Grabstein des Horner Ratsbürgers Walthumb,
1665

(Foto: Johann Fenz, Horn)

dert deutlich. Die Ausbildung der dortigen Bürgergemeinde, die durch den Abwehrerfolg gegen die Türken nicht unwesentlich gefördert worden war, schloß eine erhebliche weitergehende rechtliche Qualität und innere Verbundenheit ein, als das in Horn erreicht werden konnte. Es war doch die unterschiedliche Position gegenüber den Stadtherren, wobei bei Waidhofen auch noch der zeitweise durchaus spürbare Antagonismus zwischen dem Bischof, seinem in der Stadt wohnenden Pfleger einerseits, dem Landesfürsten und seinen Behörden als Vogteibesitzer andererseits zu beachten ist.

In Horn hat dann der teilweise Austausch der Stadtbewohnerschaft im Gefolge der Gegenreformation zwischen 1620 und 1660 ebenso zu einer Lockerung der Bindungen innerhalb dieser Bürgergemeinden beigetragen wie die Tatsache, daß die vom Grafen Kurz errichtete Vorstadt — wie einzelne Häuser in der Stadt — direkt der Herrschaft unterstellt waren. Diese „Exemtionen“ von Teilen der Stadt und ihrer Bewohner schwächte natürlich das gemeinschaftliche und genossenschaftliche Handeln der Stadt.

Und eine zweite Beobachtung dürfte nicht unwesentlich sein. In der Stadt selbst hielten sich die von Anfang an bestehenden sozialen Unterschiede, zwar unter anderen Vorzeichen und in anderer Weise, aber doch als Kennzeichen des städtischen Lebens. Die Bemühungen einzelner Familien, unter denen etwa noch die Ertls oder die Pruckler genannt werden sollen, so etwas wie eine patrizische Lebensgestaltung aufzubauen, die einerseits höfisches Leben nachahmte, andererseits doch von den Lebensformen der anderen Bürger in der Stadt abwich, ist kennzeichnend für das spätere 17. und das 18. Jahrhundert. Die „Ratsbürgerfamilien“ stellten etwas Besonderes dar (oder wollten es wenigstens). Damit gab es nicht nur den rechtlich faßbaren Unterschied zwischen den Bürgern und den Inwohnern, wozu noch das Gesinde und die Fremden in der Stadt sowie etliche Unehrlliche vor der Stadt kamen, sondern auch innerhalb der Bürgerschaft einen im Bewußtsein verankerten Standesunterschied, der für die politischen und sozialen Gegebenheiten Auswirkung haben mochte. Sicher gelang es nicht, ein abgeschlossenes Patriziat zu etablieren, das etwa mit der Nürnberger „Ehrbarkeit“ auch nur im entferntesten vergleichbar wäre, dafür war nicht nur die Stadt zu klein, sondern es drängte die Herrschaft auch immer neue Angehörige ihrer Verwaltung in den Rat hinein, und es war die Fluktuation unter den Bürgern zu groß; immerhin sollten derartige Gliederungen der städtischen Gesellschaft, die ihre Ursache nicht in der abgestuften Treueverpflichtung und Gefolgschaftsstellung zur Herrschaft hatten, beachtet werden.

4. Verwaltung

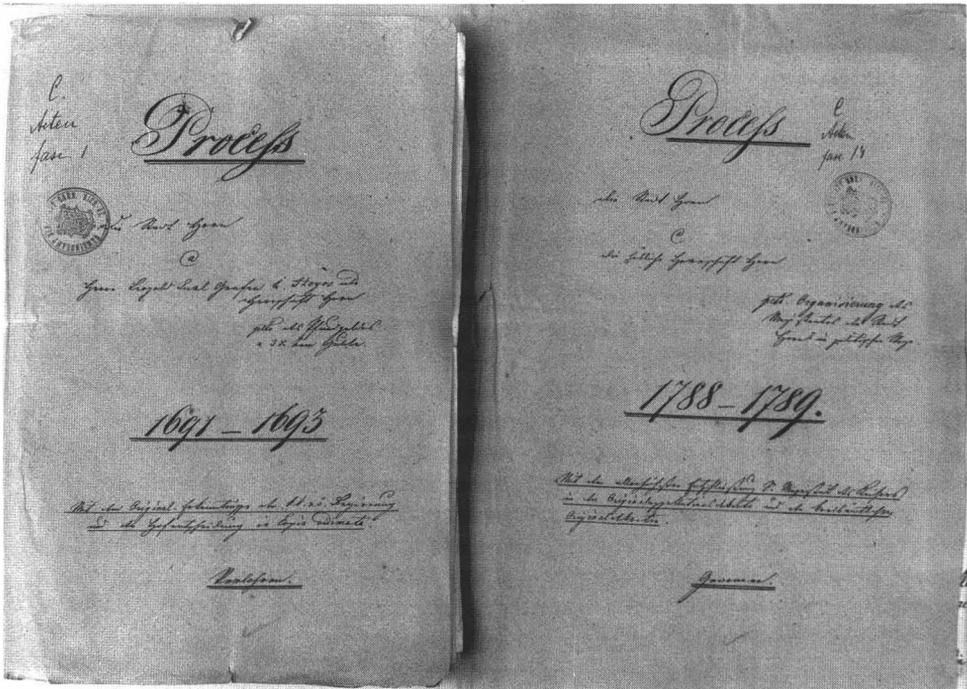
Die Städte bedurften einer eigenen Verwaltung. Bereits die ältesten Erwähnungen von Horn als Stadt lassen eine gewisse Organisation der Verwaltung erkennen. Zunächst waren es wohl die Führungsfunktionen bei der Verteidigung sowie die Entscheidung über Streitigkeiten unter den Bürgern (Bewohnern) beziehungsweise den zu den Märkten Kommenden, die geregelt werden mußten. Mit der Gründung des Bürgerspitals (1395) kam die Frage der Aufsicht darüber hinzu, die Aufspaltung des Pfarrvermögens im späten Mittelalter in das Zechvermögen und das Pfründ- (Pfarrhof-) vermögen führte zu weiteren Verpflichtungen der städtischen Verwaltung.

Aus den Geschworenen wurde der Rat, dem Vertreter der nicht ratsbürgerlichen Familien als die „Genannten“ gegenüberstanden, wobei schon im 16. Jahrhundert diese Funktion als eine Art Übergangszeit vor der Aufnahme in den eigentlichen Rat verstanden wurde; dem Richter wurde — spätestens ab dem Ende des 15. Jahrhunderts (vorher gibt es für Horn

leider keine Belege) — der Bürgermeister vorgesetzt. Und der Rat bekam Funktionen bei der Wahrnehmung der Hochgerichtsbarkeit (bis gegen 1680).

War zunächst wohl die Zugehörigkeit zur Gefolgschaft des Stadtherren Voraussetzung für die Berufung in ein Amt der Stadt, so wird ab dem 16. Jahrhundert erkennbar, daß dafür jeder Bürger gewählt werden konnte. Freilich war die Zugehörigkeit zu einer Bürgerfamilie wichtig. Es scheint jedoch, daß es keine Gegensätze zwischen den Handwerkern und den Kaufleuten gegeben hat; die Gruppe der letzteren war auch unerheblich. Und das Einkommen fast aller Bürger floß aus der Landwirtschaft (im 16. Jahrhundert auch noch aus dem Weinbau) und anderer Tätigkeit. Es ist auch bezeichnend, daß — wenigstens seit dem 16. Jahrhundert — die Handwerkerzünfte in der Regel nicht nur die in der Stadt Arbeitenden umfaßten, sondern auch Meister aus den umliegenden Orten einbezogen, was zu einer gewissen Minderung des Stadt-Dorf-Gefälles führte.

Die demokratisch anmutenden Formen der Verwaltung in der Stadt dürfen freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß die ständische Schichtung, die noch dazu weltanschaulich begründet wurde, auch innerhalb der Stadt vorhanden war. Schon die Symbolik, die in Bezug auf den Bürgermeister und Richter gegeben war, die feierliche Form der Brieftitulaturen (schon seit dem 16. Jahrhundert), aber auch die Einhaltung bestimmter Zeremonien weisen darauf hin. Diese Zeremonien standen nicht selten in Beziehung mit dem kirchlichen Leben. Die Redeweise von der „Sozialdisziplinierung“ durch die Kirche trifft zwar nicht den Kern der Sache, weist aber immerhin darauf hin, daß in der Zeit der Reformation und Gegenreformation die Ausweitung der religiösen Vorstellung in den Bereich von Ethik



Akten der Prozesse „Stadt Horn gegen Herrschaft Horn“, 17. und 18. Jahrhundert

(Foto: Johann Fenz, Horn)

und Moral in Verbindung mit derartigen Zeremonien zu einer Stabilisierung des Systems beigetragen hat.

Nicht zuletzt sind aber die schon erwähnten Eingriffe der Herrschaft zu beachten. Im 17. Jahrhundert wurde nicht nur das Bürgerspital der Stadt entwunden, sondern auch die Zuständigkeit des Rates bei Hochgerichtsverhandlungen beseitigt, die Bürgermeisterwahl nicht mehr nur an die Zustimmung der Herrschaft gebunden, sondern mindestens zeitweise überhaupt der Stadt entzogen. Vorläufer dieser Tendenz war die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Horn festzustellende Neigung, alle Abrechnungen im städtischen Bereich nicht nur durch die „ganze Burgerschaft“, sondern auch durch die herrschaftliche Verwaltung kontrollieren und gutheißen zu lassen. Damit war das Stadt-Herrschafts-Verhältnis wesentlich aus dem Gleichgewicht geraten. Das löste aber Gegenkräfte aus, die schließlich im Untergrund für die Auflösung dieses Verhältnisses mitverantwortlich waren.

5. Die Herren der Stadt Horn

Die Anfänge der Stadt und die Frage der stadtgründenden Herren liegt derzeit in einem gewissen Dunkel. Sicher ist die Anlage einer Altsiedlung an rechten Taffauer vor der Mitte des 11. Jahrhunderts. Diese erhielt anscheinend gegen 1050 eine Kirche und wurde damit in das Pfarrnetz, das sich eben über die Gegend nördlich der Donau ausbreitete, einbezogen. Ob es dabei zur teilweisen Neugestaltung der Siedlung „Hornarun“ gekommen ist, läßt sich vielleicht siedlungskundlich vermuten, nicht aber für die Gründung der Stadt am linken Taffauer, die frühestens in der Mitte des 12. Jahrhunderts, möglicherweise aber auch etwas später erfolgt ist. Auch die Frage der Gleichzeitigkeit der Errichtung der Burg ist nicht klärbar.

Sicher ist, daß seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Herren von Maissau als Stadtherren erscheinen, nachdem sich vorher Personen als „von Horne“ bezeichnet haben. Mit den Herren von Maissau erscheint die erste jener wenigen Familien, die als Stadtherren von Horn aufgetreten sind. Neben den drei großen Familien, den Maissauern, den Puchheimern und dann den Grafen Hoyos, gab es nur eine rund sechzigjährige Periode, in der die Stadt jeweils auf den Schwiegersohn vererbt wurde.

Und — neben den Ereignissen während der Herrschaft des Königs Matthias Corvinus — kam es nur einmal zu einem Bruch in der friedlichen Weitergabe der Stadt und der Herrschaft Horn: Im Jahre 1620 wurden beide vom Landesfürsten eingezogen. Die Stadtherren hatten die Treue zu dem himmlischen Herren als so wichtig angesetzt, daß sie meinten, dem irdischen Herren, also dem Landesfürsten, die Treue nicht geloben zu können. Der konfessionelle Gegensatz hatte den Höhepunkt erreicht, Horn stand noch dazu gewissermaßen als Symbol für eine bestimmte Politik der Stände, die letztlich zu einer Umformung des Dualismus zu einer aristokratischen Form der Landesregierung hätte führen sollen. Für diese Bedeutung des Namens der Stadt hatten die beiden letzten Puchheimer zu zahlen. Sie verloren die ihrer Familie 1440 durch Erbeinigung mit landesfürstlicher Zustimmung zugekommene Stadt.

Seit etwa 1495 war Horn auch der Ort, an dem die Stadtherren dauernd wohnten. Die Verwaltung durch Burggrafen, wie sie in der Maissauer Zeit überwiegend geschehen war und wie sie sich zunächst auch unter den Puchheimern fortgesetzt hatte, hörte auf. Das Schloß in Horn, das seit 1539 nur mehr bedingt wehrhaft war und eines der frühen Beispiele der Umwandlung einer Burg zum Schloß darstellte, wurde Sitz der Verwaltung und Wohnsitz der Herren. Der Wohnungsbedarf stieg sogar noch an, sodaß 1593 ein „Großes Haus“

dafür errichtet wurde; in ihm sollte anscheinend die Witwe des verstorbenen Herren der Stadt ihre Wohnung haben. Von der Einrichtung des Schlosses hat sich — von Archivalien und einem schönen Trinkhorn, das als Tafelaufsatz gedacht war und Dietrich von Puchheim gehörte (oder ihm geschenkt wurde) abgesehen — ebensowenig erhalten wie von der Einrichtung des 1591 von den Puchheim errichteten sogenannten „Landgerichtsgebäudes“, in dem anscheinend die Verwaltung konzentriert wurde, für die Veit Albrecht von Puchheim eine Reihe von Ordnungen und Anweisungen verfaßt hatte. Eine Gruftplatte in der Pfarrkirche, Wappensteine (auch von einem ehemaligen Stadttor) und die Darstellungen in der 1593 neu errichteten Kirche auf dem Marktplatz sind fast die einzigen Reste der puchheimischen Stadtherrschaft. Vor kurzem hat man das Becken eines Renaissancebrunnens aus der Uferbefestigung der Taffa im Bereich des „Großen Hauses“ herausgezogen — ein bescheidener weiterer Rest aus dieser Zeit. So sind Schriftstücke das, was noch am ehesten über die Beziehungen der Stadt zur Herrschaft der Herren von Puchheim Auskunft gibt. Dabei kommt sicher die seit etwa 1540 rasch vordringende Schriftlichkeit der Verwaltung der Sache zugute. Man weiß einfach mehr vom bürgerlichen Leben, seinem Haben und vom Leben der Herrschaft — sogar Bücherrechnungen sind erhalten geblieben, aus denen man die Interessen der Herrschaftsbesitzer (konkret des Veit Albrecht von Puchheim) erkennen kann. Berichte von Gastereien und Festen sind für Horn zwar nur in spärlicher Form erhalten geblieben; es gibt aber bezüglich anderer Städte und Herrschaften erheblich genauere Beschreibungen, sodaß daraus auf das höfische Leben in Horn geschlossen werden kann.

Die neuen Stadtherren wohnten nach 1620 nicht mehr dauernd in Horn. Sie kamen zwar hierher. Muschinger nützte auch die vorhandenen Mündelgelder der Stadt, um noch eine weitere Herrschaft (Raan) erwerben zu können. Und Kurz suchte — wie unlängst an Hand der Bemühungen um die Tuchmacherei in der Stadt dargelegt worden ist — der sich in wirt-



Johann Philipp Graf Hoyos (1747-1803),
Stadtherr von Horn
(Öbild im Schloß Horn, Foto: Johann Fenz, Horn)



Schloß Horn um 1840
(Aquarell im Schloß Horn, Foto: Johann Fenz, Horn)

schaftlichen Schwierigkeiten befindlichen Stadt aufzuhelfen, was — wie die Gesuche an die Herrschaft um Nachlassung der Abgabenschulden aus der Zeit nach 1660 zeigen — nur unvollkommen gelang, immerhin aber doch den durch den Dreißigjährigen Krieg verursachten Schäden und Einbußen einen gewissen Ausgleich zu verschaffen vermochte. Vieles, was heute für Horn charakteristisch ist — oder war — stammt aus dieser Zeit: das Piaristenkloster, das dann 1730 seine endgültige Form fand und in dem „Großen Haus“ der Puchheimer eingerichtet wurde, die Tuchmacher-Siedlung mit der Alt-Öttinger-Kapelle, die Umgestaltung des Bürgerspitals.

Die nächsten Stadtherren konnten in den wenigen Jahren ihres Wirkens keine bedeutsamen Spuren hinterlassen. Die von Gottfried Grafen Rheinstein-Tattenbach der Stadt auferlegte Stadtordnung ist bisher nicht aufgefunden worden, kann also in ihrem Inhalt und ihren konkreten Bestimmungen nicht interpretiert werden. Erst dann in den Jahren nach dem Übergang der Herrschaft an die Grafen Hoyos (1681) sind wieder Spuren der Herrschaftsbesitzer in der Stadt festzustellen. Auf den Ausbau des Klosters wurde schon hingewiesen, Kleindenkmale der religiösen Verehrung sind ebenso hinzuzurechnen wie eine Vergrößerung der Kapelle in der Vorstadt; der mehrfache Umbau des Schlosses, die über den Stadttore angebrachten Wappen und vieles andere mehr zeigen — über die vielen Schriftstücke im Archiv der Stadt und des Schlosses — die Beziehungen der neuen Stadtherren zur Stadt.

Es gab gute und zerstörte Beziehungen, Mißverständnisse und Auffassungsunterschiede, aber auch patriarchalische Fürsorge und Herzlichkeit in diesen Zeiten. Es überwog bei den Grafen Hoyos wohl die Verpflichtung, für die Stadt zu sorgen, wenngleich die standesgemäßen Pflichten zur finanziellen Beanspruchung führten und Widerstand auslösten. Und es mehrten sich die direkten Eingriffe des Staates, die dann 1848 zur Aufhebung der Untertanenverbände und damit zur Beendigung der rechtlichen Beziehungen der Stadt zu ihren Herren führte. Tatsächlich haben diese Beziehungen jedoch nicht aufgehört — gegenseitige Aufmerksamkeit und Anteilnahme zwischen der Stadt und ihren Herren können immer wieder, und zwar bis in die Gegenwart, festgestellt werden.

6. Die Ausstellung

Das Sein durch das Haben darzustellen — das ist die Aufgabe von Ausstellungen. Sie sollen durch Objekte, die aus der Vergangenheit mehr oder weniger zufällig erhalten geblieben sind, weil sie entweder durch einige Zeit gebraucht wurden oder weil sie für spätere einen Erinnerungswert hatten oder weil sie einfach durch unbekannte Umstände der Vernichtung oder dem vollständigen Verbrauch entgingen, Entwicklungen und Hintergründe sichtbar machen, die ein wenigstens teilweises Verstehen der Vergangenheit ermöglichen. Je mehr sich die Absichten der Ausstellung auf äußerliche Faktoren, Geschehnisse, Lebensformen und Produkte der Kultur beziehen, desto einfacher kann das geschehen. Es wird in dem Maße schwierig, in dem eine zu große Spezialisierung erwartet wird oder das Leben von Schichten und Gruppen darzustellen ist, die aus welchen Gründen immer kaum Objekte aus ihrem Leben hinterlassen haben oder in dem es um die Darstellung geistiger Zusammenhänge, der Hintergründe von Entwicklungen oder von Haltungen geht.

„Eine Stadt und ihre Herren“ ist ein Thema, das zunächst — wenn von der Zeit vor 1550 abgesehen wird — einfache Einblicke und Übersichten in die Ausstellungsform gestattet: Porträts, Stammbäume, Schriftstücke, Erinnerungsstücke sind durchaus in genügendem Maße vorhanden und können dekorativ zusammengestellt werden. Freilich ist dabei eine gewisse Lockerheit der Zusammenhänge nicht zu übersehen, vieles eben als Beispiel zu

sehen, das als pars pro toto für größere Bereiche steht, wie etwa wenige Schriftstücke und Produkte für die Tätigkeit der Zünfte und Handwerker oder Gebetbücher aus dem 19. Jahrhundert für die Frömmigkeit der Bürger, die — wie oben gezeigt wurde — durchaus mit der Abhängigkeit von den Herren in Verbindung stehen.

Es ist aber auch ein Thema, das über diese Äußerlichkeiten, wie eben die Namen und die Jahre der verschiedenen Herrschaftsbesitzer hinausführen will. Und damit beginnen die Schwierigkeiten. Religion als systemstabilisierender Faktor kann nur einseitig, nämlich aus den Anweisungen der Herrschaft nachgewiesen werden, kaum aus den Reaktionen der Bürger. Prozeßakten zeigen deutlich die Spannungen, kaum aber ein Schriftstück kündigt von persönlichen und positiven Beziehungen einzelner Bürger — oder der ganzen Stadt — zu dem einen oder anderen Stadtherren. Porträts sind Repräsentativdarstellungen; wie aber gab sich der Bürger, wie gab sich der Stadtherr im Alltag?

An diesen wenigen Beispielen soll die Problematik einer solchen Ausstellung, die noch dazu — absichtlich — auf die Objekte beschränkt wurde, die sich in der Stadt Horn selbst finden, aufgezeigt werden. Gerade für das 17. und 18. Jahrhundert fehlen noch viele Forschungen zur Erhellung der Stadtgeschichte — das kommt in der Auswahl, die für die Ausstellung getroffen wurde, deutlich zum Ausdruck. So ist es ein Torso, der da präsentiert wird. Und die relativ knappe Vorbereitungszeit (von November 1990 bis April 1991) tut das Ihre dazu, daß es sich um keine vollständige und tiefgründige Darstellung der Entwicklung, ihrer Grundlagen und ihrer Hintergründe handeln kann.

Und trotzdem ist es wichtig, daß eine derartige Ausstellung gezeigt wird. Zum einen versucht sie an Hand der ausgestellten Objekte, Bilder, Modelle und Pläne die topographische Entwicklung der Stadt Horn in Beziehung zu der Entwicklung der Stadtherrschaft zu bringen. Damit wird die eine verständlich, die andere anschaulich. Und trotz der Kleinheit der Stadt ergeben sich doch beachtliche Aspekte, die vor allem natürlich die Horner selbst interessieren sollten, die aber als Paradigma auch für andere Städte — und sei es nur zum Zweck des Vergleichs und damit der Bestimmung der eigenen Position — von einer gewissen Bedeutung sein dürften. Und zum anderen bringt die Ausstellung einen Faktor in der Entwicklung und Geschichte der österreichischen Städte (insbesondere im Lande unter der Enns) zur Darstellung, der nicht selten übersehen wird. Die Autonomie der Städte war zu keiner Zeit gegeben. In früheren Zeiten war sie in hohem Maße an die Herrschaft, ihre Träger und Absichten, ihre Möglichkeiten und ihre wirtschaftliche Entwicklung gebunden. Horn hatte als grundherrschaftliche Stadt nur relativ wenige Herrschaftswchsel zu ertragen. Es wurde — wenigstens aus den darstellbaren Zeiten — nur einmal verkauft. Das war von Bedeutung, vielleicht auch für ein Gefühl der eigenen Stadt gegenüber, das im 20. Jahrhundert noch wirksam war.*

Anmerkung

*) Vorstehende Ausführungen stellen die schriftliche Neufassung der bei der Eröffnung der Ausstellung des Horner Höbarthmuseums am 8. Mai 1991 zu diesem Thema geäußerten Gedanken dar. Sie setzen die Erarbeitung des Konzepts und der Begleitpublikation zur Ausstellung „Eine Stadt und ihre Herren. Puchheim-Kurz-Hoyos“ voraus. Die Ausstellung ist noch bis 29. September 1991 geöffnet. Sie baut auf der im vergangenen Jahr im Höbarthmuseum in Horn gezeigten Ausstellung „Zwischen Herren und Ackersleuten. Bürgerliches Leben im Waldviertel 1500-1700“ auf.

Die für die vorstehenden Gedanken grundlegende Literatur ist in den beiden bereits erwähnten Katalogen zu den Ausstellungen in Horn verzeichnet. Wesentlich sind darüber hinaus das von Helmuth Feigl angelegte Verzeichnis des Stadtarchivs Horn, sowie die von Wilhelm Rausch herausgegebene „Bibliographie zur Geschichte der Städte Österreichs“, Linz/Donau 1984.

Gedankt wird den Mitarbeitern bei der Gestaltung der beiden Ausstellungen in Horn, deren Namen in dem jeweiligen Katalog enthalten sind.

Die Verkehrslinien im Kamptal, die Kamptalstraße, der Eselsteig und die Mulstraß

Das Talstück, wo der Kamp ab Rosenberg seine Nord-Südrichtung einschlägt, bis zu seinem Austritt in die Ebene nach Zöbing, wird allgemein als Kamptal bezeichnet. Die jetzt durchgehende Straße von Haindorf nach Rosenberg trägt den Namen „Kamptalstraße“, und die Ende des letzten Jahrhunderts angelegte Bahnstrecke von Hadersdorf nach Horn heißt „Kamptalstrecke“.

Diese Verkehrslinie besteht erst seit 160 Jahren, und die durchgehende Trassierung kann sich auf den flußnahen Bereich beschränken. Vorher gestatteten die Steilabfälle des rechten und linken Ufers des mäandrierenden Flusses keine Straße, die ohne Furtung die Talstrecke bewältigen konnte. Brücken sind seit dem Mittelalter bekannt, und die hielten nicht immer den Gewalten der Hochwässer stand. Lilienbrunn¹⁾ schildert 1829 in seiner Aufnahme für die Regulierung des Kamps von Hadersdorf bis zu seiner Mündung in die Donau die Verheerungen, die von den Eisgängen und Sommergüssen verursacht wurden. In solchen Zeiten war es gefährlich, wenn nicht unmöglich, zu furten, und die flußnahen Wege standen unter Wasser, was eine Unterbrechung der Verbindung im Tale nach sich zog. Es müssen daher für die Zeit, ehe eine durchgehende Verkehrslinie im Tale bestand, der Begriff „Kamptal“ erweitert und die beiden Altwege, im Westen der Eselsteig und im Osten die Mulstraß, mit einbezogen werden. Beide laufen auf den hochgelegenen Talschultern, der Eselsteig bis nach Krems und die Mulstraß bis zum Ende des südlichen Horner Beckens, das vom Tiefenbachtal begrenzt wird. Nur mit diesen beiden Altwegen kann das Kamptal der früheren Epochen als Verkehrslinie bezeichnet werden. Im Bereich dieser Wege wurden auch die älteren und ältesten Siedlungen des Tales fast aller Zeiteinheiten der Ur- und Frühgeschichte nachgewiesen.

Mit Zöbing-Haindorf endet das „Kamptal“, denn der Fluß tritt in die Ebene, die er oft mit den Hochwassern weitreichend überflutet hat. Es kann daher auch von keiner den Fluß begleitenden Straße gesprochen werden, die ihm bis zur Mündung in die Donau gefolgt wäre und sie in diesem Bereich überquert hätte. Die Mündung des Kamps war (abgesehen von der Regulierung des 19. Jahrhunderts und den Veränderungen in den letzten Jahrzehnten) keine stabile, und das Hauptgerinne der Donau trug wesentlich zu den Veränderungen bei.

Ein Vergleich der Darstellung des Donaulaufes der Josefinischen Landesaufnahme von 1780²⁾ mit der Donaustromkarte von Christian di Lorenzo 1809³⁾ und der Administrativkarte von 1880⁴⁾, der sich über 100 Jahre erstreckt, zeigt eine Zurücknahme der Kampmündung und dadurch eine Verkürzung des Laufes. Der Hauptstrom der Donau hatte sich nach Norden verlagert, und dabei wurde eine weit nach Süden reichende Schlinge des Kamps angeschnitten. Der Hauptarm des Kamps reicht seither nicht mehr bis Altenwörth,

¹⁾ Adler Edler von Lilienbrunn, Übersichtsplan des Kamp Flusses und seines Inundations Terraines von Hadersdorf bis zur Ausmündung in die Donau, 1829-30 (NÖ Landesbibliothek Wien).

²⁾ Josefinische Landesaufnahme, 1780 (Kriegsarchiv Wien).

³⁾ Christian di Lorenzo, Donaustromkarte, 1809 (NÖ Landesbibliothek).

⁴⁾ Administrativkarte von Niederösterreich, hg. vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Wien 1885-1916).

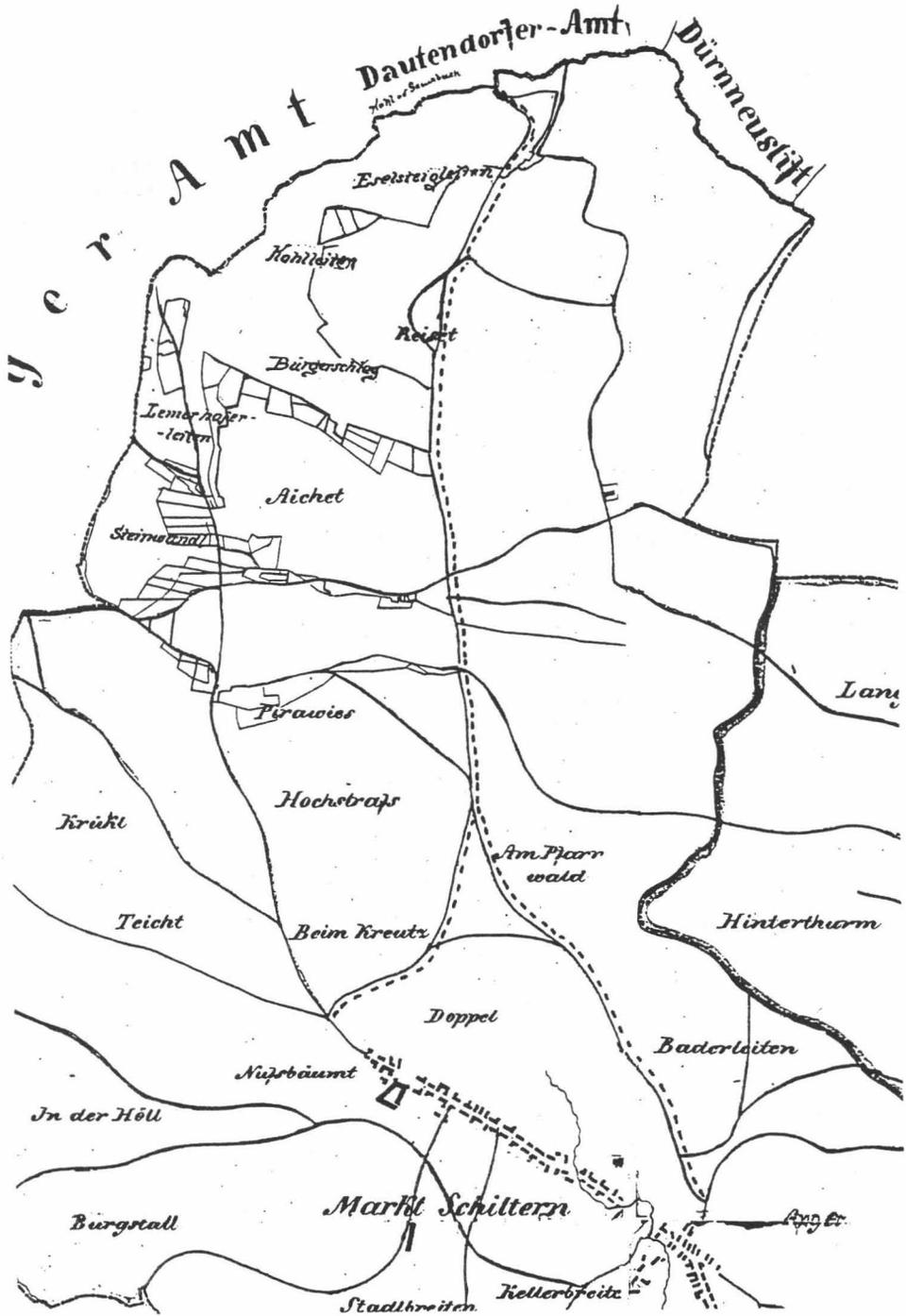


Abb. 1 zeigt einen Ausschnitt nach einer Herrschaftskarte der Herrschaft Grafenegg, die undatiert ist. Ganz im Norden ist die Flur Eselsteigleiten eingetragen und der Eselsteig markiert.

wohin nur mehr die Mündung des Mühlkamps führt. Die zahlreichen Altarme der beiden Flüsse lassen auf noch größere Veränderungen der Gerinne schließen, die den Anlaß gaben, von einem „Kampdelta“ zu sprechen, das durch alte Mündungsarme geprägt war.

Auch die Lade- und Überfuhrplätze an der Donau hatten selten eine stabile Lage, sodaß im Laufe der Jahrhunderte mehrere Überfuhrorte auf kleinem Raum zu nennen sind. Für die aus dem Kampthal kommenden Wege war die seit dem 10. Jahrhundert bekannte Überfuhr Theiß-Hollenburg von Bedeutung, da durch sie der Weg in das Traisental fortgesetzt werden konnte. Krems selbst hatte keine Überfuhr, dafür aber den bedeutendsten Handels- hafen in Niederösterreich, der mit Privilegien für Eisen- und Getreidehandel ausgestattet war.

Daneben war Langenlois als Umschlagplatz für den ländlichen Handel wesentlicher als Krems, da die Erzeugnisse der Waldämter für die Wein- und Feldbauern angeboten wurden. Als Hinweis auf diesen Handel erhielten sich die Namen der drei bedeutendsten Plätze, der Holz-, Korn- und Haarmarkt. Die Frequenz des Marktes kommt auch im Salzhandel des 17. Jahrhunderts zum Ausdruck, der hier den größten Verkauf in Niederösterreich hatte.

Neben den drei durch das Kampthal betonten Verkehrslinien führte ab Zöbing der Manhartsweg über Eggenburg hinaus nach Mähren und betonte den Handels- und Verkehrsknoten des Raumes.

Die Kampthalstraße

Aus dem Raume um Krems war und ist der Weg über Langenlois zum Eingang in den engen Teil des Tales der bevorzugte gegenüber der etwas längeren Linie, die über Gedersdorf und Gobelsburg nach Zöbing führt. Es wurde der steile Anstieg in Richtung Gneixendorf in Kauf genommen, der eine kürzere Wegstrecke und mehr Sicherheit bot. Die Gefährdung durch Hochwasser war in der kampnahen Strecke gegeben, von der zwischen der Feldmühle und Gobelsburg seit dem 16. Jahrhundert eine Wüstung Grafendorf genannt ist.⁵⁾ Vom Osten kommt ein Weg nach Zöbing, der von Straß her wie eine Verlängerung des Pleckenweges aussieht. Er führt durch die Kellergasse von Straß und benützte den nicht mehr bestehenden Wegteil, der einst zur Kampmühle wies und heute den Südwestteil des Heiligensteins entlang zieht. Der alte Weg über Langenlois berührte nicht den Kornmarkt, sondern zog weiter hinten im Tal durch den Ort und gelangte über die Flur „Vögerl“ in die Kellergasse, die sich geradewegs zur Furt des Kamps bei Zöbing fortgesetzt hat.

Obwohl bereits im 15. Jahrhundert eine Maut an der Zöbinger Brücke eingehoben wurde, wird 1553 noch von der alten Fähre geschrieben.⁶⁾ Diese Brücke ist ein markanter Punkt in der Grenze der Viertel Ober und Unter dem Manhartsweg. Auf ihre Mitte kommt der Manhartsweg, der hier die Grenze bildet, zu, und ab der Flußmitte setzt sich die Grenze bis zur Mündung des Kamps fort.⁷⁾

Von Zöbing, wo der Manhartsweg abzweigte, ging es über Neustift und durch den Ort Schönberg und über den Kalvarienberg wieder zum Kamp hinunter. Dieser beschwerliche Weg mußte eingeschlagen werden, denn am Fuße des Kalvarienberges ragten Felsen in den Fluß hinein, die jegliche Taldurchfahrt sperrten. Wurde nach dem Kalvarienberg das Tal

⁵⁾ Fritz Eheim/Max Weltin, Historisches Ortsnamenbuch von Niederösterreich. VIII. Band (Wien 1981) S. 347.

⁶⁾ Gustav Winter (Hg.), Niederösterreichische Weistümer II (Wien-Leipzig 1896) S. 717 f.

⁷⁾ Helga Papp, Der Manhartsweg (Manuskript im Institut für Ur- und Frühgeschichte).

erreicht, mußte gefurtet werden, und durch den noch bestehenden Hohlweg erreichte man Stiefern, querte nach dem Ort das Hungerfeld, um abermals den Fluß queren zu müssen, da rechtsufrig keine sichere Möglichkeit für eine Straße bestand. Von hier aus war das Tiefenbachtal zu erreichen und damit der Beginn der Mulstraß bzw. des Schafelsteiges zu setzen.

Der „Tettenhengst“ (Flurname) bildete eine weitere Barriere im Tal, dessen Felsen den Weg von Altenhof nach Plank sperrten. Um nach Plank zu gelangen, mußte der steile Weg über den Tettenhengst genommen werden oder das Risiko der Furt für Roß und Wagen eingegangen werden. Die Ausweiche führte auf eine Insel, die Gottsdorf genannt wurde und auf der sich eine Mühle befand. Der Müller errichtete eine Brücke, der Zeitpunkt ist nicht bekannt, wohl aber daß fast jedes Hochwasser Schaden anrichtete, den er ausbessern mußte. Von dieser Brücke weg führte ein tief eingeschnittener Hohlweg bis zur heutigen Straße nach Maiersch, und der nach Freischling abzweigende Teil kreuzt mit der Mulstraß.

Filsmaier berichtet, daß der große Felsen, der bei Unterplank in den Kamp ragte, im Winter 1828/29 gesprengt wurde.⁸⁾ Weiters meldet die Pfarrchronik von Plank, daß der Müller, der Fleischhauer und die Gemeinde das Ihre dazu beitrugen, daß ein Weg im Tale ermöglicht wurde, der sicher auch ihren Geschäften von Vorteil war. In dieser Zeit bemühte man sich auch, einen Weg um den Kalvarienberg bei Schönberg anzulegen und trassierte die erste Straße durch das Tal.

Für Plank ist mit 1767 eine Maut genannt, wobei es sich um eine der späten Mauten gehandelt hat, die nur wenige Jahre bestanden und dann eingezogen wurden.⁹⁾ Nach Plank waren es die Felsen der „Elendsschmitten“, die steil zum Kamp abfielen und das linke Ufer unpassierbar machten. Der Talweg bedurfte wieder zweier Furten, so nicht über die Elendsschmitten der Weg nach Gars eingeschlagen wurde. Erst nach dem 2. Weltkrieg wurde der Straßendurchbruch gesprengt, der die Umgehung des Schafberges vor Buchberg erübrigte. In Buchberg bietet eine Dammstraße mit Alleebäumen, die bereits 1835 genannt wird, den hochwassersicheren Zugang zum Schloß und zur ehemaligen Burg am rechten Ufer.¹⁰⁾ Von hier führte auch ein Weg neben der Eisenbahn über die Ruine Klösterle nach Thunau und Gars. Die linksufrige Straße nach Gars wurde in einer späteren Trassierung mehr bergwärts geführt, um den Wassern des Kamps nicht so ausgesetzt zu sein.

Auf Gars zu kamen viele Wege aus dem Bereich des Manhartsberges, die zu den Kampmühlen führten. Die schon sehr früh genannte Brücke über den Kamp diente der Straße nach St. Leonhard — Krumau und Wegscheid, die nach Süden gewandte Straße kreuzte in Tautendorf den Eselsteig und führte nach Gföhl weiter. Auf einer Karte des 18. Jahrhunderts findet sich ein „Garscher Weg“ eingetragen, der im Bereich Eggendorf-Reikersdorf liegt. Dieser Weg wäre der bequemste von Gars zur Donau gewesen und wurde als Salzweg in der Zeit benützt, als der Salzstadel im 18. Jahrhundert in St. Johann bei Grafenwörth war und von hier aus ein Teil Böhmens und Mähren beliefert wurde.

⁸⁾ Josef Filsmaier, Die Straße im Kamptal. In: Das Waldviertel 35 (1986) S. 92 ff.

⁹⁾ Benjamin Bowman, Das Mautwesen des 18. Jahrhunderts im heutigen Niederösterreich (phil. Diss., Wien 1950) S. 134.

Unter Plank Fleckenmühle 1767 Juli 17 Vectigal Wagenmaut nach 1784 weggefallen. Herrschaft Maissau.

1669 März 15 Vectigal Maut von Kaiser Leopold I. für Zöbing.

1784 Maut aufgehoben, an ihre Stelle kam eine Brückenmaut. Ebd., S. 146.

1550 November 30 Brückenmaut von Kaiser Ferdinand I. für Gars. Ebd.

¹⁰⁾ Adolf Schmidl, Wiens Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreis (Wien 1835) S. 296.

Die Verbindung nach Norden in Richtung Horn dürfte kaum im sehr eng werdenden Tale verlaufen sein. Man wird den Weg, der heute noch besteht, benützt haben, der östlich des Kamptales über das „Rote Kreuz“ in direkter Richtung zum großen Knotenpunkt vor Horn führt.

Da mit Rosenberg die Befahrbarkeit des Tales auch heute noch endet, findet sich hier eine alte Übergangsstelle über den Kamp, die auch zum Eselsteig benützt wurde. Von Norden kommt der Weg über Mühlfeld, der durch Altfluren sein langes Bestehen aufzeigt, in das Kamptal und wendet sich außerhalb des Ortes zur Furt hin. Diese lag nicht direkt im Ort, hier befand sich eine Überfuhr, die von Schmidl 1835 wie folgt geschildert wird: „Endlich nach einer Wendung thront die Rosenberg . . . Am Fuße derselben ist das Häuschen des Fährmannes, welcher in einem Nachen über den Fluß bringt.“¹¹⁾

Der Eselsteig

Der Name Eselsteig findet sich häufig für Wege, die durch steiles und steinigtes Gelände führen und für Wagen schwierig zu bewältigen waren. Diese Voraussetzungen sind auch für den Eselsteig gegeben, der von der kleinen Ansiedlung Eselstein, östlich vor dem Wiener Tor der Stadt Krems gelegen, seinen Ausgang nahm.

Auch Kugler, die sich mit den Flurnamen auseinandersetzte, bringt den „Eselstain“ in Beziehung zu dem steinigten Weg, den sie aber nach Langenlois ziehen läßt.¹²⁾ Es kann dieser Ansicht nicht zugestimmt werden, da ein vielbenützter Weg, wie es der nach Langenlois war, sicher für Wagen befahrbar erhalten wurde. Hingegen ist der Weg, der direkt nach Norden zum Pestkreuz südlich von Gneixendorf führt, der mehr begangene, wofür der Name „grasiger Weg“ (im Gegensatz zum steinigten Weg) spricht. Südöstlich von Stratzing an der heutigen Straße nach Gneixendorf befindet sich abermals ein Pestkreuz am „grasigen Weg“, der östlich an Stratzing vorbei und östlich der Straße nach Lengenfeld zum Sirtzbach gelangte. Dieser Wegteil, der auch die Grenze der Gemeinden bildet, kann sicher auf ein hohes Alter zurückblicken, da er in die Gebiete östlich des Kamptales führte. Mit den beiden Pestkreuzen, die ihn markieren, dürfte er auch als Seuchenweg zu bezeichnen sein, da er keine Orte durchzog. Auf ihm brachten die Bäuerinnen von Lengenfeld ihre Produkte auf den Kremser Markt, da er auch der kürzesten Linie entsprach. Zu all diesen Merkmalen, die ein Altweg aufweist, kommen noch die Brüche der altgeteilten Fluren im Gemeindegebiet von Lengenfeld, wo dann der Weg über den Spießberggraben gegen die Höhe vor Mittelberg zieht. Das Loisbachtal, zu dem es steil in Richtung Kronsegg hinunterführte, wurde gequert, und seine alte Linie scheint von dem Marterl auf der Straße von Schiltern zu dem Marterl, das sich nach der Grandstraße befindet, geführt zu haben.

Eine Bemerkung zur Grandstraße, die von Langenlois kommend über Schiltern, durch den „Vierzigerwald“ zur Straße nach Gföhl zieht und ihren Namen nach einer Tränke hat, die durch einen hölzernen „Grand“ (Trog) den Zugtieren zur Wasseraufnahme diente. Die heutige Straße entspricht nicht mehr dem alten Weg, auf dem Holz und seine Produkte auf den Markt von Langenlois gebracht wurden. Der Vierzigerwald war Gemeinschaftsbesitz der aus 40 Häusern bestehenden Kommune von Langenlois.¹³⁾ Am halben Weg zwischen

¹¹⁾ Ebenda.

¹²⁾ Elisabeth Kugler, Die Flurnamen des Gebietes um Krems an der Donau, 2 Bände (phil. Diss., Wien 1970).

¹³⁾ Alois Hrodegh, Aus der fernen Vergangenheit von Langenlois und dem südlichen Waldviertel (Langenlois 1919).

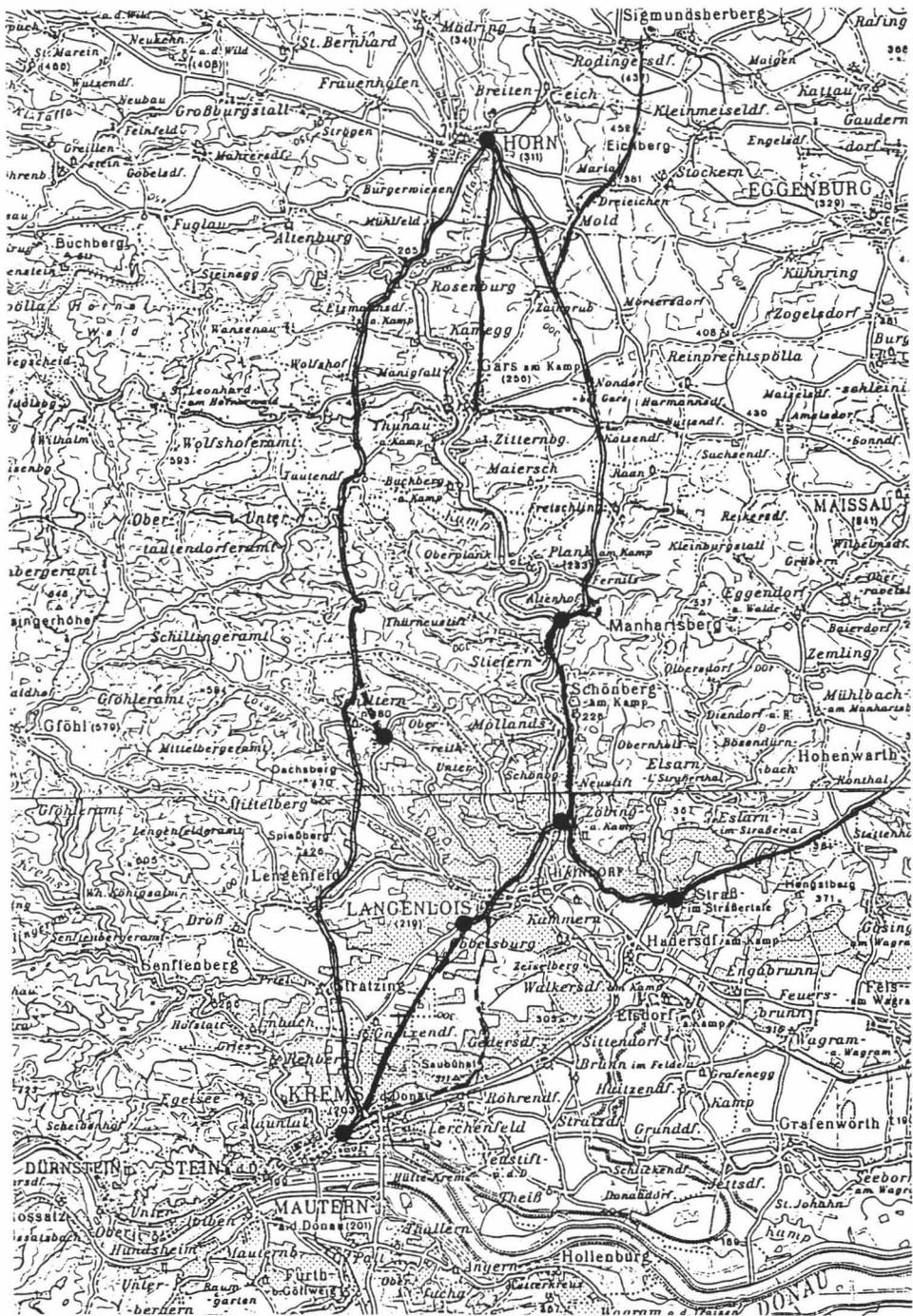


Abb. 2: Westlich des Kamps der Eselsteig, Krems — Rosenberg — Horn. Östlich die Mulstraße als Fortsetzung des Weges Krems — Langenlois — Zöbing — Stiefern — Tiefenbachtal — Mulstraße — Horn.

der Grandstraße und der, die durch das Reiserth führt, zweigte ein Weg über die Kirche von Schiltern nach Langenlois ab. Für diese Wegstrecke bis zum Kaltenbachtal liegt eine Karte vor, in der diese Gabelung verdeutlicht wird. Außerdem liegt am Nordrand des Gemeindegebietes eine Flur, die den Namen des Eselsteiges bestätigt, indem ein Teil des Waldgebietes im Reiserth als „Eselsteigleiten“ bezeichnet wird. In diesem Bereich ist den Bewohnern der Name Eselsteig noch geläufig, und er wird auch in den Höfen der Bauern von Sechshütten noch gebraucht. Zu dieser Streusiedlung geht der Weg vom Kaltenbach durch ein enges Tal hinauf, und in der Fortsetzung wird die Straße nach Tautendorf erreicht. Obwohl für das Waldgebiet dieser Weg der Kirchweg nach Schiltern war, blieb der Name Eselsteig erhalten. Wie bei anderen Altwegen hat sich auch hier im Mittelteil des Weges der Name und die Wegführung am besten erhalten.

Ehe Tautendorf erreicht wird, zweigt nach Westen ein ortsumgehender Weg ab, der nach dem Ort zur Straßengabelung Gars-Rosenburg stößt. Vorher wird der Eselsteig in Höhe des Ortes von einem Weg gekreuzt, der Beachtung verdient. Bereits im 10. Jahrhundert wurde dieser Weg als „Via superior“ genannt, der von Stiefern über Thürneustift nach Tautendorf kam.¹⁴⁾ Die Fortsetzung ist in Richtung „Steinerner Stiege“ zu suchen, über die in Richtung Altpölla gewiesen wird. Bei Stiefern dürfte der Weg einst jenseits des Kamps unter Beibehaltung der Richtung die Verbindung des mittleren Tales des Kamps zum Tullner Becken hergestellt haben. Von Tautendorf gelangt man nach Thunau und Gars und in nördlicher Richtung entlang der Flurbrücke der Altfluren von Wolfshof nach Etdorf. Über die Rosenberg ging es in direkter Richtung zum Kamp, der überschritten wurde. Hier ist auch das Ende des Eselsteiges zu sehen, dessen Name in letzteren Orten nicht mehr geläufig war.

So selbstverständlich der Name Eselsteig im Reiserth und bis Tautendorf genannt wurde, so wurde er in den südlicheren Gegenden abgelehnt und in die ärmlichen Waldgebiete verwiesen. Wenn die Bewohner ländlicher Weinbau-Gemeinden den Namen Eselsteig als ihrer nicht würdig empfinden, ist es nicht verwunderlich, daß die Einwohner der Stadt nichts davon wissen wollen, daß der ehemalige Vorort neben Hohenstein den Namen Eselstein trug.

Eine spätere Verwendung könnte der Weg im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts gehabt haben, als im Bereich der Herrschaft Gföhl Glashütten errichtet wurden, an die im Wolfshoferamt noch der „Glasberg“ erinnert. Da sich die Erzeugung im Nahbereich des Eselsteiges befunden hat, wäre es denkbar, daß auf ihm das Glas zur Kremser Donaulände zur Verladung gebracht wurde. Eine Beförderung mit Eseln ist in diesem Falle nicht anzunehmen, da die zerbrechliche Ware in Kraxen am Rücken getragen wurde. Winkelbauer berichtet weiter, daß anfangs die Pottasche aus dem Wienerwald hierher gebracht wurde, bis es auch in den Ämtern zur Erzeugung kam¹⁵⁾ (Pottaschenhof und Pottaschenbach zwischen Gföhl und Krumau). Die aufzubrauchenden Holzvorräte waren bald erschöpft, sodaß die Glaserzeugung im Wolfshoferamt 1665 nicht mehr betrieben wurde.¹⁶⁾ Im Eisenberger- und Mottingeramt scheinen an unterschiedlichen Stellen Glashütten bis 1728 auf. Aus diesem Bereich wäre der Transport über Gföhl und Stratzing zur Donau gegangen.

¹⁴⁾ Theodor Bitterauf, Die Traditionen des Hochstiftes Freising, I. Bd. (München 1905) Nr. 1037.

¹⁵⁾ Thomas Winkelbauer, Die Glashütten des Gföhlerwaldes. In: Helmuth Feigl/Willibald Rosner (Hg.), Versuche und Ansätze zur Industrialisierung des Waldviertels (=Studien und Forschungen aus dem NÖ Institut für Landeskunde 12, Wien 1990) S. 149-228, hier S. 152-156.

¹⁶⁾ Ebenda.

Die Grenzfunktion des Altweges beweist der Eselsteig dadurch, daß er die Kamptalgemeinden von den westlich gelegenen Ämtern trennt.

Die Mulstraß

Der südliche Teil des Horner Beckens reicht entlang des Westabhanges des Manhartsbirges bis nach Fernitz. In dieser Höhenlage parallel zum Kamptal zieht ein Weg von Horn herunter, der in der Grenzbeschreibung einiger Gemeinden als „Mulweg“ bezeichnet wird.¹⁷⁾ Heute ist der Name Mülhstraße noch geläufig, denn von ihr aus konnte man auf Seitenwegen die Mühlen am Kamp erreichen. Dieser Weg bot eine günstige Verbindung vom Horner Becken in den unteren Kamptalraum und zur Donau in der Zeit, als der Talweg noch etliche Furten erforderte und vom jeweiligen Wasserstand abhängig war.

Um nach Fernitz zu gelangen, mußte eine beträchtliche Höhe bewältigt werden, die von Altenhof aus über den „Tettenhengst“ (Flurname) erfolgte. Eine andere Möglichkeit bestand im Bereiche der heutigen Straße nach Fernitz von der Mündung des Tiefenbaches in den Kamp aus. An der rechten Flanke des tief eingeschnittenen Tales des Tiefenbaches zog ein Weg in gleichmäßiger Steigung vom Beginn des Tales bergwärts. Der unterste Teil des alten Weges wurde durch den Bau der Straße zerstört, jedoch weiter hinten im Tale findet sich nicht nur der Weg, sondern auch eine Hangbrücke, die ein kleines, aber steiles Seitental überquert und im Gefälle von 5,81 % im Weg eingebunden ist. In der Katastralmappe von Fernitz ist der Weg unter der Nr. 534/1 eingetragen.

Die aus Steinen der Umgebung gebaute Brücke hat eine Höhe von 4 m und eine lichte Weite von 3,10 m, die Weg- und Brückenbreite beträgt 4 m. Herr Dr. Seebach beurteilte die Brücke wie folgt: „Die Brücke ist zur Gänze aus Bruchsteinmauerwerk errichtet. Im Bereich der Brückenwölbung wurde der Felsen aufgearbeitet und zum Teil als Widerlager für die Brückenwölbung ausgearbeitet, deshalb tritt in den unteren Partien im Bereich der Brückenwölbung auch der Fels deutlich sichtbar hervor. Ursprünglich war das gesamte Mauerwerk mit einem Fug- und Verschußmörtel versehen, dieser Mörtel ist auf Grund der Verwitterung fast gänzlich verschwunden und in den unteren Partien der Brückenwölbung noch partiell sichtbar. Das Mauerwerk aus unregelmäßigen Bruchsteinen ist eher von plattigem Charakter, was besonders für die Brückenwölbung markant ist, wenig zugerichtet und nur grob zugehauen. Die für die Datierung der Brücke wichtige Mauerwerksstruktur charakterisiert sich durch:

1. Mauerwerksstruktur mit Anlehnung an das charakteristische Merkmal des 13. Jahrhunderts,

2. die Wölbform und im Querschnitt ein stark gedrückter Spitzbogen (besonders deutlich langseitig), bedingt auch durch die Wölbetechnik (anstelle von Schlußsteinen kleine schräggestellte Zwickelsteine),

3. die noch nicht voll ausgeprägte Mauertechnik des 14. Jahrhunderts (flächig mit ersten Ansätzen zu einem Zwickelmauerwerk) ergibt eine Datierung in das späte 13. Jahrhundert bis zirka Anfang des 14. Jahrhunderts (1280-1310). Sie ist zu vergleichen mit der Zwingeranlage am Schimmelsprung, den Einbauten in Tursenstein (Hochburg), dem Bergfried Kronsegg und der Wölbung im Kreuzgang von Altenburg.“¹⁸⁾

¹⁷⁾ Winter, Niederösterreichische Weistümer (wie Anm. 6) S. 749: „vom Gaispaum auf die mulstrass von der mulstrass auf Planckher gmerk...“

¹⁸⁾ An dieser Stelle sei Herrn Dr. Gerhard Seebach für seine Bemühungen vielmals gedankt.

Der Zeitraum der Erbauung der Brücke konnte auf wenige Jahre eingengt werden, es fanden sich keine Auftraggeber des Baues oder historische Hinweise. Filsmaier meint, daß dieser Weg und die Brücke bis zum Ende des letzten Jahrhunderts in Verwendung gestanden sind.¹⁹⁾

Der Tiefenbach wird von drei Gerinnen gespeist, die den höchsten Teil des Manhartsberges nach Westen entwässern und von denen jedes Gerinne eine Grenzfunktion hat. Der Weg folgt nun dem westverlaufenden Teil an seiner rechten Flanke und erreicht die Höhe der Flur „Schafelsteig“, die er in Richtung Fernitz durchquert. Von hier schlägt er bereits seine Richtung nach Norden ein und erreicht das Hahnkreuz, Kote 335 südwestlich von Freischling. Über die drei Kreuze nordwestlich von Freischling ging es am Ortsrand von Kotzendorf auf dem zur Straße gewordenen Teil gegen Nonndorf, das westlich liegen bleibt. Nach Querung der nach Gars führenden Straße wird das Marterl am Postweg (Kote 2949) erreicht. Zwischen Mörtersdorf und Zaingrub ist ein unbenanntes Gerinne, dessen Brücklein einst dem Weg diente. Nördlich der Höhe von Zaingrub teilte sich der Weg, dessen westlicher Ast über das „Reiterhölzel“ zum Straßenknoten von Horn führte, der geradeaus führende Teil erreichte das „Taferlkreuz“, das in der Flur „Loiser Weg“ liegt. Dieser ortsbezogene Flurname bestätigt den weiten Einzugsbereich von Langenlois, und es kann die Mulstraß auch unter die Vielzahl der Loiserwege eingereiht werden.

Von Mold führt ein Fußweg nach Maria Dreieichen, dem Ziel des Wallfahrtsweges, der die Mulstraß benützte und die Pilger aus dem unteren Kamptal brachte. In geradliniger Fortsetzung führte er über Breiteneich nach Norden weiter.

Zahlreiche Wege kommen auf die Mulstraß zu oder queren sie; es sind meist Mühlwege, die von den Bauern aus den Dörfern östlich des Manhartsberges benützt werden, die das feine „Bachetmehl“ in den Kampmühlen mahlen ließen. Diese Mühlfahrten waren für den Bauern ein Ereignis, das ein- bis zweimal jährlich stattfand. Weiter Angereiste übernachteten in den Mühlen, wo dafür vorgesorgt war und wofür der Bauer seinen Proviant und Trunk mit sich brachte. Es waren bisher unbeachtet gebliebene ländliche Kommunikationszentren, wo oftmals auf den Schlaf verzichtet wurde, um Meinungen auszutauschen und mit Neuigkeiten nach Hause zu kommen.

Die Mulstraß war eine wesentliche Verbindung vom Horner Becken und den nördlich davon gelegenen Gebieten zum südlichen Kamptal und der Donau. Dafür spricht auch die aufwendige Anlage des Weges im Tiefenbachtal und die dazugehörige Brücke. Mit dem Ausbau der Kamptalstraße und der neuen Trassierung nach Fernitz wurde auch dem Weg über den Schafelsteig seine Funktion genommen.

¹⁹⁾ Filsmaier (wie Anm. 8).

Die Gründung der „Gartenstadt Eggenburg“

Das Lebenswerk des Eggenburger Kaufmanns Franz Gamerith*

Als in den Jahren 1869/70 die Franz-Josephs-Bahn gebaut wurde und auch Eggenburg berührte, besserte sich hier die Wirtschaftslage, zu deren Niedergang die große Brandkatastrophe des Jahres 1808 entscheidend beigetragen hatte.¹⁾ Doch mit dem ersten zwischen Wien und Eggenburg verkehrenden Zug am 23. Juni 1870 war der Anschluß an das technische Zeitalter vollzogen und Eggenburg von Wien, der Metropole der Österreichisch-ungarischen Monarchie, in zwei Stunden erreichbar.²⁾

1869 zählte Eggenburg 1585 Einwohner, im Jahre 1880 waren es bereits 1828, 1890 waren es 2320 Einwohner, 1900 schließlich 3194 und im Jahre 1910 konnte die Stadt ihre bisher größte Einwohnerzahl verzeichnen, nämlich 3892. Wir erfahren durch diese Volkszählungsergebnisse, daß sich die Einwohnerzahl Eggenburgs vom Jahr 1869 an bis 1900 genau verdoppelt hatte. Interessant ist, daß auch die Anzahl der Häuser angegeben wird, im Jahre 1870 betrug diese 233 und bis 1900 war sie um nur 28 auf 261 Häuser gestiegen.³⁾ Trotzdem wohnten die Eggenburger fast ausschließlich noch innerhalb der Stadtmauern, erst wenige Häuser waren um die Jahrhundertwende am Luegerring und auf dem Wasserburgerring der Stadt vorgebaut worden. Dies ist auch auf dem Luftbild erkennbar, welches im Jahre 1902 vom Ballon Meteor aus in 1700 m Höhe aufgenommen wurde.⁴⁾

Handel und Gewerbe waren wieder im Wachsen begriffen, begünstigt durch die seit 1903 zweigleisige Bahn und das entwickelte Straßennetz, aber auch durch die zunehmende Wohlhabenheit der Landbevölkerung. Ende des 19. Jahrhunderts erfuhren die sanitären Verhältnisse durch Kanalisierung und Wasserleitung eine umfassende Verbesserung. 1896 wurde das erste allgemeine Krankenhaus in Eggenburg eröffnet. 1888 wurde die Landesbesserungsanstalt im Osten der Stadt errichtet und bildete mit ihren Gebäuden fast einen eigenen Stadtteil. Die Pflasterung der Straßen in den Jahren 1906/07 sowie der Bau des Gaswerkes, welches Azetylgas für die Beleuchtung der Häuser und Straßen lieferte, trugen dazu bei, das Leben der Bürger angenehmer zu gestalten. Seit 1910 ist Eggenburg an das Telefonnetz angeschlossen, 1914 erfolgte der Anschluß an das Elektrizitätswerk bei Rosenburg.⁵⁾

*) Der Autor hielt den vorliegenden Aufsatz als Vortrag bei der Eröffnung der von ihm gestalteten Ausstellung „Gartenstadt Eggenburg — Pläne, Zeichnungen, Ansichten“ in der Raiffeisenbank Eggenburg am 10. Mai 1991, anläßlich des Symposiums der Waldviertel-Akademie in Eggenburg „Die Stadt auf dem Land“, welches von 23. bis 26. Mai 1991 hier stattfand.

Besonderen Dank schuldet der Autor der Tochter Franz Gameriths, Frau Elisabeth Zölb, und dessen Schwiebertochter, Frau Elisabeth Gamerith, für die vielen Gespräche und damit erhaltenen Auskünfte und Unterlagen zur Gartenstadt Eggenburg.

¹⁾ Heinrich Reinhart, Geschichte und Gegenwart der Stadt Eggenburg. Festschrift zur 700-Jahr-Feier (Eggenburg 1977).

²⁾ Fahrordnung der Züge auf sämtlichen Linien der k. k. priv. Kaiser Franz-Josef-Bahn (Wien 1872).

³⁾ Hannes Stekl/Friederike Goldmann, Eggenburg. In: Österreichisches Städtebuch. 4. Band: Die Städte Niederösterreichs. 1. Teil: A-G (Wien 1988) S. 195-213, hier S. 202.

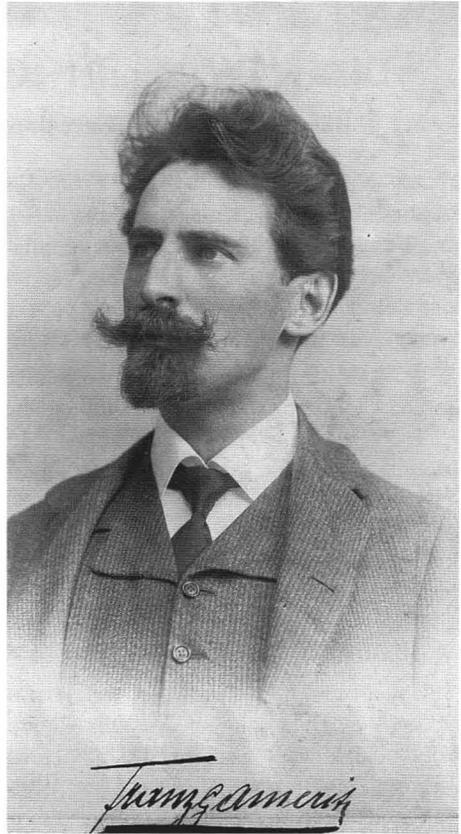
⁴⁾ Aufgenommen von Dr. Julius Hofmann am 20. April 1902. Original im Krahuletz-Museum Eggenburg.

⁵⁾ Burghard Gaspar, Eggenburg anno dazumal (St. Pölten-Wien 1980).

Der Großteil der Bevölkerung lebte damals auf engem Raum in kleinen, meist teuren Mietwohnungen, doch schuf der beginnende Wohlstand der Bürger die zahlreichen Gründerzeitbauten im Stadtgebiet. So manches Alte mußte dem Neuen weichen, der Stadtturm und Tortürme wurden abgetragen, der Stadtgraben im Südwesten der Stadt zugeschüttet und am Wasserburgerring entstanden neue Wohnhäuser.

Daß trotzdem vieles Alte bewahrt blieb, verdankt die Stadt einem Manne, der damals Korrespondent der Kommission für die Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmale, wie der Vorläufer des heutigen Bundesdenkmalamtes hieß, in Eggenburg war. Sein Name ist Franz Gamerith. Vor genau 120 Jahren, am 13. Februar 1871, in Eggenburg als Sohn des gleichnamigen, 1869 hierher zugezogenen, angesehenen Kaufmannes und späteren Bürgermeisters, im renaissance-barocken Hause Grätzl Nr. 2 auf dem Hauptplatze geboren, machten Anlage, Erziehung und Umgebung aus ihm den an Heimatforschung interessierten, mit großem Kunstverständnis behafteten Förderer von Kultur und Wissenschaft. Maler, Bildhauer, Baukünstler, Schriftsteller und Gelehrte von Rang und Namen bildeten den engeren Freundeskreis um Franz Gamerith. Sie fanden bei ihm, der schriftstellerisch tätig und ein guter Zeichner war, praktische Baupläne entwerfen und komplizierte Vermessungen durchführen konnte, Anregungen für ihr Schaffen, fein empfundene Beurteilung, aber auch weitgehende Förderung.⁶⁾

So beauftragte er bereits um die Jahrhundertwende den akademischen Maler Prof. Hans Götzinger, die Plätze und stillen Winkel der Stadt zu malen und zu zeichnen, eine Sammlung von über 100 Werken, welche Gamerith später dem Krahuletz-Museum zum Geschenk machte. Gleich seinem Vater war Franz Gamerith im Vorstand der Krahuletz-Gesellschaft tätig und förderte ohne viel Aufhebens durch sein ganzes Leben Wissenschaft und Heimatforschung, und hier besonders Johann Krahuletz, mit dem ihn seit seiner Jugend enge Freundschaft verband und dessen Arbeit er mit tiefem Verständnis, Wissen und Interesse verfolgte, was damals in Eggenburg noch keineswegs eine Selbstverständlichkeit war. Franz Gamerith ist auch die Herausgabe des großen zweibändigen Eggenburger



Der Kaufmann Franz Gamerith (1871-1938), ein sachkundiger und großzügiger Mäzen für das Eggenburg der Jahrhundertwende
(Foto Hiesberger, 1904, Archiv B. Gaspar)

⁶⁾ Angela Stiff-Gottlieb, Nachruf auf Franz Gamerith, Sonderdruck der Eggenburger Zeitung, hrsg. von der Krahuletz-Gesellschaft (Eggenburg 1938).

Geschichtswerkes von Ludwig Brunner zu verdanken, er hatte sich bei der Stadtgemeinde für dessen Drucklegung vehementest eingesetzt und war für die künstlerische Ausgestaltung und Verbreitung des Werkes verantwortlich.⁷⁾

Seine wichtigste Aufgabe aber sah Franz Gamerith in der Gründung einer damals völlig neuartigen Stadterweiterung, der Gartenstadt. Bereits seit der Jahrhundertwende hatte er sich mit der Idee beschäftigt, im sogenannten Kühnring-Tal, westlich der Stadt Eggenburg, eine Gartenstadt zu errichten. Der Südhang dieses Tales, zwischen Stadt und Wald gelegen, bot dafür das ideale Gelände. Da Gamerith damals bereits diesbezügliche Fachzeitschriften auch aus dem Ausland bezog, hatte er von den Theorien des Londoners Ebenezer Howard gehört, der 1898 ein Buch herausbrachte, welches unter dem Titel „Gartenstädte von Morgen“ weltbekannt wurde. So etwas ähnliches wollte Gamerith in Eggenburg verwirklichen, doch sollte diese Eggenburger Gartenstadt als reiner Wohnbezirk ausgeführt werden, der auch im Sinne der Wahrung und der Interessen des Denkmalschutzes (damals hieß es Hei-



Der Freundeskreis um Franz Gamerith, Bleistiftzeichnung von Adolf Müllner, Eggenburg 1903; von links nach rechts: Ludwig Brunner, der Verfasser der zweibändigen Stadtgeschichte von Eggenburg, der Maler Hans Götzinger, der Volksschriftsteller Rudolf Hawel, Franz Gamerith, der Maler Adolf Müllner und der Heimatforscher Johann Krahuletz

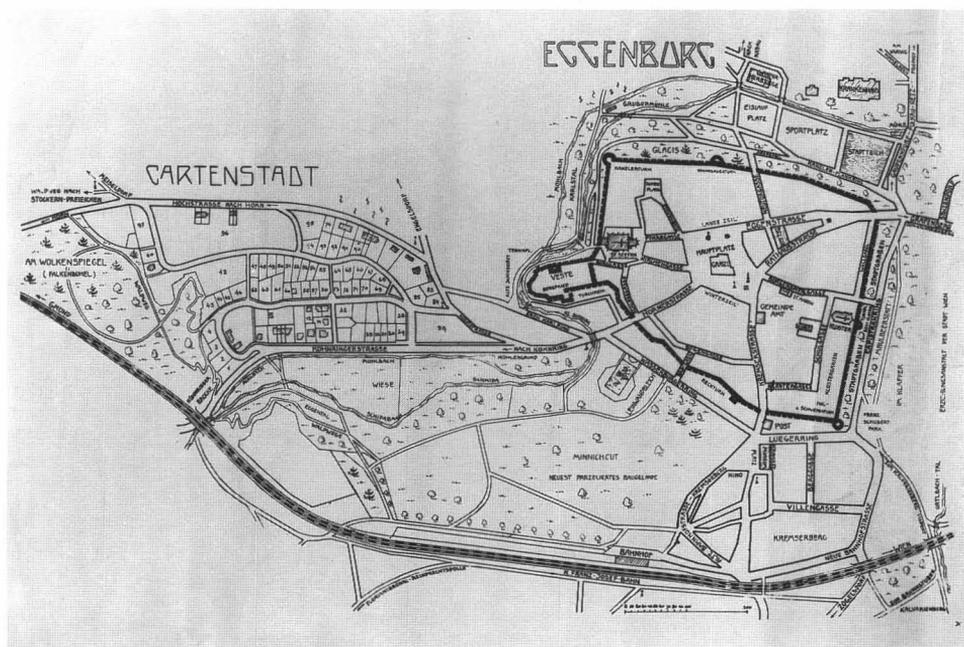
(Archiv des Krahuletz-Museums)

⁷⁾ Burghard Gaspar, Die Gründung der Krahuletz-Gesellschaft im Jahre 1900. Ein Beispiel erwachenden Kulturbewußtseins des Bürgertums im ausgehenden 19. Jahrhundert. In: Das Waldviertel 40 (1991) S. 35-54, hier S. 47-49.

matschutz) zum alten Eggenburg paßte, wie einem Schreiben an die Bezirkshauptmannschaft in Horn aus dem Jahre 1911 zu entnehmen ist.⁸⁾

Franz Gamerith besprach sich mit Architekten und Ziviltechnikern, zeichnete selbst Pläne, ließ Modelle und Schaubilder anfertigen und legte diese dem Wiener Ingenieur- und Architektenverein zur Entscheidung vor. Sein Vorhaben fand vollstes Lob und Anerkennung. So wurde im Jahre 1910 die Eggenburger Terrain- und Baugesellschaft mit Franz Gamerith als bevollmächtigtem Vertreter, Richard Staudinger als Architekten und Ing. Rudolf Prohaska als Ziviltechniker, beide aus Wien, gegründet. Als im Wien desselben Jahres die Erste Internationale Jagdausstellung stattfand und auf dieser die Modelle der Gartenstadthäuser ausgestellt wurden, erhielt das Gartenstadtprojekt den Staatspreis.⁹⁾

Anläßlich des Baubeginnes wurde im k. k. Museum für Kunst und Industrie am Stubenring in der Zeit vom 17. Juni bis 20. Juli 1911 auch diese Modellausstellung der Eggenburger Gartenstadt gezeigt, welche ungeteilten Beifall fand.¹⁰⁾ Auch eine Zeitschrift mit dem Titel „Gartenstadt Eggenburg“ wurde 1911 herausgegeben, in der 25 verschiedene Häuser, angebaute Zweifamilienhäuser, Dreihäuser- bzw. Fünfhäuser-Gruppen mit Plänen von Richard Staudinger und Schaubildern von Hans Götzinger dargestellt und vor allem mit den später auch tatsächlich eingehaltenen Preisangaben angeboten wurden.



Lageplan „Gartenstadt Eggenburg“
(Archiv B. Gaspar)

⁸⁾ Schreiben vom 14. April 1911, Zahl 436 ex 1911, Abschrift im Stadtarchiv Eggenburg, Bauakte, Mappe Gartenstadt.

⁹⁾ Richard Staudinger, Gartenstadt und Landhaus. Aufteilung von Bauterrains auf Baustellen. Hausgärten. Anlage und konstruktive Durchbildung des Landhauses (Wien 1913) Gartenstadt Eggenburg S. 39-47.

¹⁰⁾ Gedruckte Einladung (Archiv B. Gaspar).

GARTENSTADT EGGENBURG

N:1 JÄHRG. VIERMAL JÄHRLICH IN ZWANGSLOSER
FOLGE ERSCHEINENDE NACHRICHTEN

ZUSCHRIFTEN: AN DIE EGGENBURGER
TERRAIN & BAUGESELLSCHAFT m. b. H.
EGGENBURG, N. OST.

POSTSPARKASSEN - KONTO - 37.130
TELEGRAM - ADR: GARTENSTADT EGGENBURG
TELEPHON EGGENBURG int.



HERAUSGEBER und VERLEGER
EGGENBURGER TERRAIN & BAU
GESELLSCHAFT m. b. H.

Titelblatt der Zeitschrift „Gartenstadt Eggenburg“, Eggenburg 1911
(Archiv B. Gaspar)

Die billigsten Einfamilienhäuser waren mit 4000 bis 5000 Kronen angegeben, ein Dreifamilienhaus stand allerdings als teuerstes mit 36.000 bis 40.000 Kronen zu Buche und hatte zehn Zimmer, zusätzliche Nebenräume wie Küchen, Bäder und alles, was so dazugehörte. Dieser Typ wurde aber nie gebaut.

Im Ansuchen um Genehmigung des Gartenstadt-Projektes an den Gemeinderat der Stadt Eggenburg vom 1. Mai 1911 schreibt Franz Gamerith als bevollmächtigter Vertreter der Eggenburger Terrain- und Baugesellschaft, daß dieses Vorhaben ein Ergebnis sorgfältigster und umsichtigster Erwägungen gewesen sei, man jedoch auf gewünschte Änderungen eingehen werde, wenn diese den Gesamtplan nicht beeinträchtigten. Man war sich dessen wohl bewußt, daß allein Zweck und Bedürfnis der künftigen Bewohner das erste Wort haben müßten.

Im Südwesten der Stadt, wo das Gelände aus dem breiten, damals wiesen- und gartenreichen Tal des Schmidabaches von der Kühnringerstraße gegen die Hochstraße, welche nach Horn führte, ansteigt und den bewaldeten Wolfkersbühel, auch Wolkenspiegel genannt, bildet, hatte nun die Eggenburger Terrain- und Baugesellschaft die Gründe im Ausmaß von zirka 14 Hektar erworben und in Parzellen aufgeteilt.

Das gesamte Gelände baute sich von Südosten, dem Mühlengrund, gegen Nordwesten terrassenförmig auf, sodaß sich ein Höhenunterschied zwischen dem tiefsten und höchsten Punkt von ungefähr 40 Metern ergab. Das ganze Terrain war in neun Baublöcke geteilt worden, welche sich der Bodengestalt anpaßten, daher unregelmäßige Form hatten und durch Wege getrennt waren. Diese Art der Anlage sollte das schachbrettartige Aussehen vermeiden, welches Cottageanlagen gewöhnlich hatten. Das terrassenförmige Gelände sicherte jedem Anwesenbesitzer einen freien Ausblick, der insbesondere in den oberen Baublöcken über die altertümliche Stadt bis zu den Inselbergen reichte, die den engeren Horizont von Eggenburg im Osten begrenzen.

Bei der Parzellierung wurde auf ausgiebige Besonnung der einzelnen Häuser derart Bedacht genommen, daß Süd- und Ostseiten möglichst oder gar nicht durch Nachbarobjekte beeinträchtigt werden sollten. Die im Parzellierungsplan vorgesehenen Baustellen sind nach Form und Ausmaß allen möglichen Wünschen angepaßt worden: es waren schmale und tiefe für eingebaute Häuser, breitere für einseitig angebaute und solche mit größerer Straßenfront für freistehende Häuser vorhanden. Damit sollte die Sicherheit geboten sein, daß die Gartenstadt davor bewahrt werde, Villen wie aus einer Spielzeugschachtel nebeneinander stehen zu haben.

Das Ausmaß der Baustellen schwankte zwischen 300 m² und 800 m², durch Zusammenlegung konnten selbstverständlich beliebig große Parzellen zur Anlage größerer Gärten gewonnen werden. Auf dem Plan ist das Gartenstadtgelände in viele kleine Parzellen aufgeteilt, um so jedem Bauherrn die Möglichkeit zu geben, sein Grundstück in beliebiger Größe aus den Kleinstparzellen zusammenstellen zu können. Im Gegensatz zu heute konnten dadurch zwischen den Häusern die Grünflächen entstehen, die dem Begriff „Gartenstadt“ für diese Siedlung auch gerecht wurden. Der Quadratmeterpreis für die Baustellen im Jahre 1911 schwankte zwischen zwei und sechs Kronen, sodaß die billigsten und kleinsten 600 Kronen kosteten, die teuerste dagegen 4800 Kronen.¹¹⁾

Zu den angegebenen Preisen der Baukosten der Gartenstadt villen ist zu bemerken, daß heute nach Angabe des Österreichischen Statistischen Zentralamtes eine Krone mit knapp

¹¹⁾ „Gartenstadt Eggenburg“ 1. Jg., Nr. 1 (Eggenburg 1911).



Erstes Plakat für die Gartenstadt, Linolschnitt von Fritz Gamerith um 1930
(Archiv B. Gaspar)



Zweites Plakat für die Gartenstadt, Linolschnitt von Günther v. Bassel, Wien um 1930
(Archiv B. Gaspar)

50 Schilling zu bewerten wäre. So hatte ein Lehrer mittleren Alters damals ein Jahresgehalt von ungefähr 2000 Kronen. Der gleiche Betrag wurde übrigens auch dem Heimatforscher Johann Krauletz für die Überlassung seiner Sammlungen und seine Tätigkeit als Museumskustos von der Stadtgemeinde jährlich zugesprochen.¹²⁾ Ein Herrenanzug kostete durchschnittlich 50 Kronen, ein Paar Schuhe 14 Kronen, ein Kilogramm Rindfleisch zwei Kronen, ebensoviel wie ein Kilogramm Butter, und ein Liter Wein eine Krone. Zum Vergleich soll aber auch gesagt werden, daß ein Maurer damals einen Jahreslohn von 500 Kronen hatte — dem ist, so glaube ich, nichts mehr hinzuzufügen.¹³⁾

Die damals billigsten Häuser, es waren dies die angebauten Einfamilienhäuser Hochstraße 17 und 19, kosteten 1911 inklusive Grund je 4560 Kronen.¹⁴⁾ Die Käufer waren ein pensionierter Oberlehrer und ein Finanzinspektor. Wie aus den Bauakten zu entnehmen ist, handelt es sich bei den meisten Bauherren um höhere Beamte oder gutsituierte Private, welche sich Eggenburg als Sommer- oder Alterssitz gewählt hatten und hierher zugezogen waren.¹⁵⁾

Die Grundrisse und Raumgestaltungen der Gartenstadt villen entsprachen damals den modernsten Anschauungen, wie sie die Praxis in Österreich und Deutschland entwickelt

¹²⁾ Gaspar (wie Anm. 7) S. 40.

¹³⁾ Karl Süß, Eggenburg. Die Geschieke einer alten Stadt (Eggenburg 1925) S. 49.

¹⁴⁾ Foto mit rückseitiger Beschriftung über Käufer und Kaufpreis (Archiv B. Gaspar).

¹⁵⁾ Bauakte Gartenstadt im Stadtarchiv Eggenburg.



Schaubild für die Zeitschrift „Gartenstadt Eggenburg“ von Hans Götzing, 1910
(Bleistiftzeichnung, Archiv B. Gaspar)

hatte. Neu war die Einfügung der Wohndiele, welche aus den bisher üblichen Gängen einen behaglichen Wohnraum machte. Sie enthielt mindestens ein großes Fenster, häufig auch einen geräumigen Erker und war jedenfalls heizbar. Nur ein kurzes Stück Korridor führte von hier zur Küche und den Nebenräumen. Wohn- und Schlafräume waren gegen Süden oder Osten, Küche und Nebenräume gegen Norden gerichtet.

Bei einstöckigen Häusern waren die Tageswohnräume im Erdgeschoß, die Schlafräume im Obergeschoß geplant. Der Dachraum war in der Regel für Wohnzwecke ausgenützt, als Kinder- oder Gästezimmer vorgesehen, die Isolierung sollte aus Korkplatten bestehen. Für die Dachdeckung waren Biberschwanzziegel in Kronendeckung bestimmt, neu war das Entfallen der Bundträme des Dachstuhls wegen dessen besonderer Konstruktionsweise. Dadurch entfiel auch die sonst gewöhnlich unangenehme Zerteilung des Dachraumes.¹⁶⁾

Die ersten Häuser wurden an der Kühnringerstraße gebaut, doch nicht alle entstanden nach den Plänen Richard Staudingers, denn viele Bauherren hatten sich ihre eigenen Pläne mitgebracht und diese auch verwirklicht. Die Baumeisterarbeiten führten die Eggenburger Betriebe Josef Bauernhansl, Leopold Bitzinger und Carl Zotter, welche später auch öfters für die Planverfassung verantwortlich zeichneten, durch. Nicht immer stimmte Franz Gamerith mit den Bauherren in der Ausführung der Häuser überein. Die fertiggestellten Häuser wichen doch sehr von den Einreichplänen ab. Wenige der Häuser, die vor dem Ersten Weltkrieg gebaut wurden, entsprechen den Villen, die in der Zeitschrift „Gartenstadt Eggenburg“ vorgeplant und gezeichnet worden waren.

¹⁶⁾ (Wie Anm. II).

Ein verhältnismäßig flott einsetzender Verkaufs- und Baustart war dem Projektgedanken günstig gewesen, aber noch befand sich das große Werk im Anfangsstadium, als der Erste Weltkrieg über Europa hereinbrach und, wie so vielen verheißungsvollen Dingen, auch diesem Vorhaben ein jähes Ende setzte. Die dem verlorenen Kriege folgenden Jahre mit Arbeitslosigkeit, Not und Elend, Inflation und wirtschaftlichem Tiefstand waren für die Entfaltung einer projektgünstigen Bautätigkeit kein geeignetes Klima. Alle Ersparnisse waren wertlos geworden und dahin. In seinem Büchlein „Eggenburg — die Geschicke einer alten Stadt“ schreibt Oberlehrer Karl Süß zur Gartenstadt: „Beneidenswert Glückliche, die vor der Geldentwertung gebaut haben!“

Bis 1925 zählte die Gartenstadt 26 in die Landschaft hübsch eingebaute Villen.¹⁷⁾ Franz Gamerith hatte für die Straßen mehr als 2000 m² Eigengrund geschenkt und auf seine Kosten Alleen anlegen lassen.¹⁸⁾ Am 31. Mai 1926 richteten die Anrainer der heutigen Kastanienallee, welche aber damals noch keinen Namen trug, an den Gemeinderat das Ansuchen um Benennung ihrer Allee in „Gamerith-Allee“, um dem Gründer der Gartenstadt ein würdiges Denkmal zu setzen.¹⁹⁾ Aus welchem immer gearteten Gründen blieb dieses Gesuch erfolglos. Eine offizielle Würdigung dieses großen Sohnes seiner Heimatstadt ist bis heute nicht erfolgt.

Franz Gamerith verfolgte sein Gartenstadt-Projekt bis zu seinem Tode am 10. August 1938. Nur mehr sporadisch hatten sich Bauinteressenten gefunden, und so war das so aussichtsreich begonnene Projekt von mehr als hundert Baustellen nur bis zu einigen Dutzend verwirklichter Bauten gediehen. In der Zwischenkriegszeit waren dort auch die Gemeindebauten errichtet worden, doch setzte der große Bauboom erst in den Siebzigerjahren ein.



Das noch unbebaute Gartenstadtgelände im Westen Eggenburgs

(Foto: Hiesberger, 1910, Archiv B. Gaspar)

¹⁷⁾ Süß (wie Anm. 13) S. 46.

¹⁸⁾ Stifft-Gottlieb (wie Anm. 6) S. 7.

¹⁹⁾ Schreiben vom 31. Mai 1926, Zahl 576 ex 1926, Original im Stadtarchiv Eggenburg, Bauakte, Mappe Gartenstadt.

Heute ist das Gartenstadtgelände längst verbaut, die wenigen unveränderten Villen erinnern an das Projekt der „Eggenburger Gartenstadt“, der ersten dieser Art in Österreich, das wie Dr. Anton Becker in seinem Eggenburg-Büchlein schreibt, „einem glücklichen Gedanken des Eggenburger Kaufmannes Franz Gamerith entsprang, der, von echtem künstlerischen Empfinden geleitet, an dieser von der Natur so begünstigten Stelle eine Gartenstadt entstehen ließ.“²⁰⁾

Die Eggenburger Gartenstadt war ein vom Initiator des Projektgedankens, Franz Gamerith, perfekt durchdachter Weg, der ein für Wohnverbauung ideales Gebiet in einen für die damaligen Zeitverhältnisse ideal vorpräparierten Zustand versetzte und sodann seine Verbauung mit ebenso perfekten Werbemethoden, der Broschüre und Plakaten, propagierte. In der Sicht der damaligen Zeit war dies für die Provinz etwas Bahnbrechendes, was hier möglich gemacht wurde: Man konnte ein Wohnhaus, dessen fertiges Aussehen eine wirklichkeitsgetreue Abbildung zeigte, in planmäßiger Ausführung nach Katalog bestellen und unter günstigen Verhältnissen ein Jahr später schlüsselfertig übergeben erhalten.

Ludwig Brunner, der große Erforscher der Stadtgeschichte Eggenburgs und Freund von Franz Gamerith, hat diesen mit folgenden Worten charakterisiert: „Ein Mann von hohem Feinsinn, Schönheitsdurst und künstlerischer Begabung. Er, der Gründer einer einzigartig schönen, selbsterdachten Stadterweiterung, der Gartenstadt, war zeitlebens auf das Wohl und Ansehen seiner über alles geliebten Vaterstadt mit größter Opferwilligkeit bedacht und blieb bei alledem von rührender Bescheidenheit.“²¹⁾ Im Österreich-Lexikon hat Franz Gamerith als Gartenstadtgründer seinen Platz gefunden.²²⁾ Die „Gartenstadt Eggenburg“ — Traum und Wirklichkeit des Kunstmäzens Franz Gamerith.



Die ersten Gartenstadt-Villen an der Kühnring Straße

(Foto: Hiesberger, 1915, Archiv B. Gaspar)

²⁰⁾ Anton Becker, Eggenburg (Wien-Leipzig 1927) S. 91-92.

²¹⁾ Ludwig Brunner, Eggenburg. Geschichte einer niederösterreichischen Stadt. 2. Teil (Eggenburg 1939) S. III.

²²⁾ Österreich Lexikon, Erster Band (Wien-München 1966) S. 369.



Inneres einer Gartenstadt-Villa (Haus des Oberstleutnants Josef Zwieb)
(Archiv B. Gaspar)



Niedergang und Neuerstehen von St. Anna im Felde

Versuch einer Restaurierungsgeschichte der ehemaligen Pöggstaller Pfarrkirche

Am 13. Juli 1659 wurde die dem hl. Ägidius geweihte „Hofkapelle“, welche um 1480 von den Rogendorfern als Schloß- und Begräbniskirche errichtet worden war und seit 1559 den Protestanten als Gotteshaus gedient hatte, durch Abt Wilhelm aus Säusenstein mit einem Hochamt, bei dem vier Franziskaner aus Ybbs ministrierten, im Beisein des Herrn Johann Joachim Grafen von Sinzendorf, seiner Gemahlin Maria Maximiliana Theresia und anderer Ehrengäste feierlich eröffnet. Der damalige Pfarrer Melchior Korn hielt dabei seine erste Predigt in dieser Kirche, wie er ausdrücklich im „Kirchenbuch“ vermerkte.¹⁾

Sicher waren damals viele Pöggstaller froh darüber, daß nun die Wochentagsgottesdienste und die Frühmessen an Sonn- und Feiertagen in der Schloßkirche im Ort gefeiert werden konnten, weil der Gang nach St. Anna im Felde — vor allem im Winter und bei Schlechtwetter — doch sehr beschwerlich war. Pfarrkirche blieb jedoch noch St. Anna im Felde, wo weiterhin Taufen, Hochzeiten, Begräbnisgottesdienste, besondere Feierlichkeiten und — soferne günstige Witterung herrschte — auch die Spätgottesdienste an Sonn- und Feiertagen stattfanden. Die Verzeichnisse der „Guttäter“ in den Kirchenbüchern bestätigen die Kirche im 17. und 18. Jahrhundert als Wallfahrtskirche von zumindest lokaler Bedeutung.²⁾

1810 wurde die bisherige Schloßkirche durch Kaiser Franz I., der damals die Herrschaft Pöggstall und das Patronat über die Pfarre innehatte, zur Pfarrkirche erhoben. Die Statue der Pfarrpatronin wurde von der alten Pfarrkirche dorthin übertragen und die Kirche unter den Schutz der hl. Mutter Anna gestellt. Außerdem wurde über kaiserlichen Befehl der Kirchturm errichtet. St. Anna im Felde wurde aufgelassen und dem Verfall preisgegeben. Als Grund für die Auflassung des Gotteshauses wird manchmal ein Brand genannt. Dies dürfte jedoch nicht zutreffen, da in den Unterlagen des Pfarrarchivs keine Hinweise auf einen Brand der Kirche zu finden sind. Außerdem konnten im Jahr 1957, als der völlig vermorschte, sicher mehrere hundert Jahre alte Dachstuhl erneuert wurde, keinerlei Brandspuren festgestellt werden. Ursachen für die Auflassung und den folgenden Verfall dürften vielmehr der weite Weg vom Ort zur Kirche, Bequemlichkeit, Unverstand und der Geist der nachjosephinischen Zeit gewesen sein.

Kaiser Franz I. († 1835) hatte in den letzten Jahren seiner Regierung die Absicht, das Presbyterium der Kirche als Friedhofskapelle zu erhalten, das Langhaus sollte einer Vergrößerung des Friedhofs weichen. Dazu kam es — Gott sei Dank! — nicht. Allerdings wurde in den folgenden Jahren von den Bewohnern der Umgebung alles halbwegs Brauchbare verschleppt. Der Musikchor wurde abgerissen, der Steinboden entfernt, und so manches Pöggstaller Haus erhielt damals ein „Kirchenpflaster“. Teile der alten Kassettendecke wurden heruntergerissen und u. a. als Sargholz verwendet. Stürme leisteten ihren Beitrag, das Dach wurde schadhafte, die Fenster zerbrachen, die schädlichen Witterungseinflüsse hatten freie Bahn für ihr weiteres Zerstörungswerk.

Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es Versuche, dieses kunsthistorisch so bedeutende Bauwerk vor der gänzlichen Zerstörung zu retten. Zwei Namen sollen hier

¹⁾ Kirchenbuch der Pfarre Pöggstall, Tom. II, fol. 268.

²⁾ Vgl. Kirchenbücher, Tom. II, fol. 261-270; Tom. IV, fol. 659-678.



Pöggstall: Kirche St. Anna im Felde

(Foto: Herbert Neidhart, Pöggstall)

erwähnt werden: Freiherr Eduard von Sacken und der Landesingenieur Konservator Karl Rosner, welcher in einer Beschreibung des Bauzustandes die Kirche als „Perle von Pöggstall“ bezeichnete.³⁾ Rosner hatte eine umfassende Restaurierung ins Auge gefaßt, leider wurde sein Plan nicht Wirklichkeit. Es kam 1879 nur zu einer Ausbesserung des Daches, wofür die Central-Commission 200 Gulden, die Patronatsherrschaft 3000 Stück Dachziegel und die Gemeinde Pöggstall Holz beisteuerte.

1910 wurde über Veranlassung der bereits erwähnten Central-Commission ein weiterer Versuch gestartet. Mit einem Kostenaufwand von 2000 Kronen konnten verschiedene Renovierungsarbeiten durchgeführt werden. Außerdem wurde um diese Zeit von Ing. Pichler im Inneren der Kirche das Fresko „Zug der Heiligen Drei Könige“ entdeckt und vom Kalküberzug befreit.

Ein weiterer Vorkämpfer für die Instandsetzung der Kirche war Hofrat Adolf Fritz. Als Bezirkshauptmann des Bezirks Pöggstall (1924-1933) übernahm er den Vorsitz des Restaurierungskomitees — Bundeskanzler Seipel hatte 1929 das Protektorat über dieses Komitee — und hatte auch einige Erfolge.⁴⁾ Damals wurden das „Ölbergfresko“ an der Außenwand der Kirche vom Maler Steinschorn und der „Passionszyklus“ im Altarraum von der teilweisen Übermalung befreit und restauriert. Hofrat Fritz erwarb vom Wiener

³⁾ Vgl. Eduard Sacken, Kunstdenkmale des Mittelalters. In: Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien. Bd. V (Wien 1861) S. 124.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung d. Kunst- und historischen Denkmale. N. F., 5. Jg. (Wien 1879) S. CLXIV f.

⁴⁾ Vgl.: Ein 800jähriges Gotteshaus im Waldviertel soll vor dem Verfall gerettet werden. In: Neuigkeits-Welt-Blatt. Nr. 74 (Wien 1929).

Versorgungshaus das gesamte Kehlheimer Pflaster und ließ rund 10 fm Holz (das allerdings 1945 von Einheimischen entwendet wurde!) für die Kassettendecke in der Kirche aufstellen. Im Jahr 1935 wurde die für die Kirche St. Anna im Felde bestimmte „Dollfußglocke“ geweiht. Hofrat Fritz, damals schon Bezirkshauptmann in Waidhofen/Thaya, hielt die Festrede.⁵⁾ (Diese Glocke mußte 1940 von der Gemeinde zur Metallsammlung gegeben werden, kam 1941 wieder zurück, wurde 1942 behördlicherseits der Pfarrkirche Heiligenblut zur Verfügung gestellt und kehrte schließlich 1952 in den Turm von St. Anna im Felde zurück.) — Zu Renovierungsarbeiten kam Hofrat Fritz nicht mehr. Er wurde 1938 zwangsweise pensioniert und starb 1945. Eine Gedenktafel in der Kirche erinnert an sein Bemühen. Die wirtschaftliche Not der Dreißigerjahre und der Zweite Weltkrieg ließen keine weiteren Arbeiten zu, St. Anna bot weiterhin ein trostloses Bild.

Nach diesen eher erfolglosen Versuchen konnte man Anfang der Fünfzigerjahre, als es wirtschaftlich wieder aufwärts ging, abermals an eine Wiederherstellung der Kirche denken. Die Erfolge des damaligen Restaurierungskomitees (Bürgermeister Leopold Hintersteiner, Pfarrer Franz Ziegler, Josef Rötzer) waren noch recht bescheiden. Doch dann gelang — trotz mancher Skepsis — unter Hofrat Dr. Karl Schöbl (1951-1971 Leiter der Expositur der Bezirkshauptmannschaft Melk in Pöggstall, dann Bezirkshauptmann von Zwettl, † 1974) und Dechant KR Franz Entner (1953-1979 Pfarrer in Pöggstall, † 1981) der Durchbruch. Diesen beiden Persönlichkeiten und ihren freiwilligen Helfern, die sich nach und nach für den Wiederaufbau begeistern ließen, verdanken wir das Wiedererstehen dieses altherwürdigen Gotteshauses. In Bundeskanzler Ing. Julius Raab — er stattete Pöggstall 1957 einen Besuch ab — fand die Kirche einen weiteren Förderer, der so manche bürokratische, materielle und finanzielle Schwierigkeit aus dem Weg räumen konnte. Die Hauptlast trug aber sicher die Bevölkerung der Pfarre Pöggstall mit Pfarrer Entner an der Spitze, der plante, organisierte, die nötigen Geldmittel erbettelte und selbst in unzähligen Arbeitsstunden Hand anlegte.

Nachdem man die Kirche entrümpelt, die gefährlichen herabhängenden Reste der alten Kassettendecke und umherliegende Steintrümmer entfernt, die Kirche mit den — bereits von Hofrat Fritz angekauften — Kehlheimer Platten gepflastert, zwei Altartische instandgesetzt, mit Marmorplatten belegt (eine davon wurde im Meierhof — von Pensionisten als „Spieltisch“ verwendet — gefunden, eine weitere stammt von einer Brunnenabdeckung) und den Stiftungsstein des Konrad Hölczler aus dem Jahr 1450 an seinem ursprünglichen Platz auf der Rückseite des Hochaltars eingesetzt hatte, konnte schon 1953 eine schlichte Allerseelenfeier in der Kirche gehalten werden. Es folgte die Freilegung von Gewölberippen, des Sakramentshäuschens und der Sessionsnische, im Mittelfenster wurde ein Maßwerk ergänzt, und in den folgenden Jahren (1955/56) wurden alle Fenster eingeglast. Auf den Hochaltar kam das Kreuz aus der Friedhofskapelle (jetzt in der Seitenkapelle!), der Gekreuzigte zeigt — nach Abheben dicker Farbschichten — wieder seine besonders ausdrucksvollen Gesichtszüge. Später wurde hier der aus der Pfarrkirche übertragene Marienaltar mit spätgotischen Relieffiguren aufgestellt. Die Grabsteine der Pöggstaller Schloßherren und Pfleger, die bisher an den Außenmauern der Pfarrkirche angebracht und so der Verwitterung ausgesetzt waren, wurden 1954 aufgestellt und 1960 in die Langhausmauern eingelassen. 1955 folgten anlässlich der Innenrenovierung der Pfarrkirche weitere Grabsteine und das große Renaissancegrabmal des Georg Ehrenreich von Rogendorf. 1956

⁵⁾ Chronik der Volksschule Pöggstall. Handschriftliche Aufzeichnungen ab 1877. Volksschule Pöggstall.

erfolgte die Aufstellung der alten Kirchenstühle aus der Pfarrkirche, die Kirchentüren — bisher nur primitive Bretterverschläge — wurden durch schöne Eichentüren ersetzt.

Das Jahr 1957 war besonders bedeutungsvoll für die Rettung der Kirche. Damals kam es — mit Unterstützung der NÖ Landesregierung, des Bundesdenkmalamtes und der Österreichischen Bundesforste, die eine Holzspende von zirka 100 fm gaben — zur Erneuerung des Dachstuhls, der bereits völlig vermorscht war und der Belastung kaum mehr standhalten konnte. Die alten Ziegel wurden abgenommen, noch brauchbare geputzt, gelagert und wieder zur Eindeckung zugereicht; fast 2000 freiwillige Helferstunden sind im Gedenkbuch der Pfarre verzeichnet. Für das Aufmauern der vorderen Giebelwand, die bisher nur ein Bretterverschlag war, wurden nahezu 10000 Mauerziegel verarbeitet. Während man in den letzten Jahrzehnten vom Kirchenraum durch das Gebälk bis zum Dachfirst, ja an manchen Stellen sogar bis zum Himmel sehen konnte, wurde durch die neue, schöngeformte Kassettendecke der Raum nach oben hin abgeschlossen. Eine alte gotische Glocke (jetzt im Diözesanmuseum in St. Pölten), die sich bisher im Turm der Pfarrkirche befunden hatte, gesellte sich zu der bereits in der Glockenstube von St. Anna vorhandenen „Dollfußglocke“.

Familie Oberbauer-Riebinger stellte — die aus der St. Anna-Kirche stammenden — von ihr sorgsam behüteten barocken Holzstatuen (hl. Dreifaltigkeit, hl. Franz von Assisi, hl. Augustinus) zurück. Aus der Weinlinger Kapelle kamen die Statuen der hll. Petrus und Paulus und aus dem Heimatmuseum die Statue des hl. Simon. Aus der nicht mehr benützten ehemaligen Burgkapelle Streitwiesen wurde eine Madonnenstatue übertragen, um sie vor Diebstahl bzw. Zerstörung zu bewahren (Streitwiesen war zu dieser Zeit noch im Besitz der Österreichischen Bundesforste, die bis 1974 auch das Patronat über die Pfarre Pöggstall innehatten). Die große frühbarocke Statue der hl. Mutter Anna mit Maria, die ihrer Mutter eine Birne (=Symbol für Jesus, die süße Frucht ihres Leibes!) reicht, wurde — ohne Fassung, sehr schadhaft und bereits mehrmals mit einer Handsäge eingeschnitten — bei einem Bauern in Münichreith gefunden. Durch Prälat Karl Frank kam sie nach der Restaurierung 1960 in die Kirche, für welche damals auch die Meßlizenz erteilt wurde. St. Anna im Felde konnte wieder ihre ursprüngliche Aufgabe als Gottesdienststätte erfüllen. Die aus der Pfarrkirche entfernte neugotische Kanzel wurde 1964 angebracht, kann jedoch nicht benützt werden und hat keinerlei liturgische Funktion.

Auch außerhalb des Kirchenraums gab es in dieser Zeit manche Veränderung: 1956 mußten die alten, als Naturdenkmal geschützten Linden beim Friedhofseingang wegen Sturmschäden entfernt werden, außerdem erfolgte eine Erweiterung des Friedhofs nach Süden. 1961 wurde der schmale „Annaweg“ verbreitert, befestigt und mit einer Asphaltdecke versehen. Um aber den heutigen Anforderungen zu entsprechen, wäre eine umfassende Sanierung und Verbreiterung des Weges dringend notwendig, damit nicht wieder — wie Pfarrer Entner es damals formulierte — der „Letzte Weg“ zum dreckigsten Weg wird. Die 1961 installierte Beleuchtungsanlage läßt die von Efeustöcken (seit 1931 Naturdenkmal!) bewachsene Fassade wirkungsvoll erstrahlen.

Das Holzschindeldach über der Apsis wurde 1971 durch ein Ziegeldach ersetzt. Im Jahr 1974 mußte der Verputz im Kircheninneren, der in den vergangenen Jahren — nach Maßgabe der verfügbaren finanziellen Mittel — aufgebracht bzw. ausgebessert worden war, wegen aufsteigender Nässe bis zu 4 m Höhe entfernt und durch einen Trockenputz ersetzt werden. Außerdem wurden Dachrinnen angebracht und von der Gemeinde ein Kanal zur Ableitung der Dachwässer hergestellt. Weil vom Presbyterium aus nur schlechter Kontakt



Inneres der Kirche St. Anna im Felde, um 1910
(Foto: Herbert Neidhart, Pöggstall)



St. Anna im Felde, Kircheninneres heute
(Foto: Herbert Neidhart, Pöggstall)

zu den im Kirchenschiff versammelten Gläubigen bestand, errichtete man 1975 einen Volksaltar. Da mit der Fertigstellung der Aufbahnhalle (sie wurde 1977 ihrer Bestimmung übergeben) die Begräbnisgottesdienste in der Kirche St. Anna im Felde stattfinden sollten, setzte auch die Pfarre Maßnahmen im Hinblick auf die nun häufigere Verwendung des Gotteshauses: 1976 wurden neue Kirchenbänke angeschafft, es erfolgte die Räumung der von der Gemeinde als Totenkammer bzw. Abstellraum benützten ehemaligen Sakristei, aus der 27 m³ Aufschüttungsmaterial entfernt werden mußten, das Kirchenpflaster wurde ausgebessert und im folgenden Jahr die Sakristei und ein schlichter Beichtraum (im ehemaligen Stiegenaufgang zur längst abgerissenen Westempore) eingerichtet.

1978 wurde im Turm ein eiserner Glockenstuhl eingebaut, Pfarrer Entner spendete anlässlich seines 25jährigen Wirkens als Pfarrer in Pöggstall die „Marienglocke“. Mit dem Festzug, bei dem Kinder an einem Seil die Glocke zur Kirche zogen, wollte er zeigen, daß Großes, ja schier unmöglich Scheinendes, gelingen kann, wenn alle einig in einer Richtung an einem Strang ziehen. Das Wiedererstehen von St. Anna im Felde ist wohl ein schönes Beispiel dafür! Die Bevölkerung der Pfarre überreichte 1979 anlässlich des 70. Geburtstags und des 40jährigen Priesterjubiläums ihrem Pfarrer einen Geldbetrag, der zur Anschaffung der „Josefiglocke“ und zur Elektrifizierung des Geläutes verwendet wurde.

Die 1957 durchgeführte Eindeckung mit den — wie vom Bundesdenkmalamt angeordnet — vorhandenen alten bzw. zugekauften gebrauchten Dachziegeln stellte sich bald als Fehler heraus, da heftige Winterstürme immer wieder große Schäden anrichteten. Diese Sturmschäden und die durch die alten Ziegel eindringende Feuchtigkeit bedeuteten eine neuerliche Gefahr für den Dachstuhl und die darunterliegende Kassettendecke. 1982 war es endlich so weit: St. Anna im Felde erhielt ein sturmsicheres Dach aus Bramac-Taschenziegeln. Die Kosten, einschließlich der Erneuerung des Turmdachstuhles, wurden vom Bundesdenkmalamt, vom Land Niederösterreich, von der Diözese und von der Pfarre getragen. Da das Ergebnis einer in der Pfarre durchgeführten Haussammlung über dem erforderlichen Betrag lag, konnte auch eine Elektro-Orgel für die Kirche angeschafft werden.

Nach diesen umfangreichen Instandsetzungsarbeiten präsentiert sich diese altherwürdige Kirche wieder als würdiges Gotteshaus, das von Einheimischen und Fremden gerne besucht und viel bewundert wird. St. Anna im Felde ist keineswegs nur Begräbniskirche, im Laufe des Jahres finden aus verschiedenen Anlässen Gottesdienste statt, und so manches Brautpaar erwählt sie zu seiner Hochzeitskirche. Durch die von Pfarrer Franz Schupp 1981 eingeführten „Pöggstaller Monatswallfahrten“ hat die Kirche auch wieder etwas vom Wallfahrtscharakter früherer Jahrhunderte zurückerhalten.⁶⁾

St. Anna im Felde ist — aus verständlichen Gründen (!) — meist versperrt. Besichtigungen, auch Führungen, sind jedoch möglich. (Man wende sich an das Pfarramt Pöggstall, Telefon 02758/2245, oder an Herrn Neidhart, Telefon 02758/2175. — Vorherige Terminvereinbarung ist empfehlenswert!)

⁶⁾ Neben den angegebenen Quellen wurden v. a. verwendet:

Gedenkbuch der Pfarre Pöggstall (Handschriftl. Aufzeichnungen ab 1844. Pfarramt Pöggstall) und verschiedene Aufzeichnungen (Rechnungen, Pläne, Protokolle des Pfarrkirchenrates u. a.) im Archiv der Pfarre Pöggstall.

Von ausgestorbenen Handwerken und Gewerben

3. Teil: Die Hebamme*

Heute möchte ich den Beruf und die Arbeit einer lang dienenden Hebamme meiner Gegend Groß Gerungs aufzeigen. Ja — und sie gibt es kaum oder besser gesagt nicht mehr — diese Frauen, die ebenfalls in die Häuser gehen mußten, um sich dort ihren Lebensunterhalt verdienen zu können. Auch sie hatten Verantwortung zu tragen, mußten ein großes Können haben, hatten aber auch große Strapazen auf sich zu nehmen. Eine tüchtige Hebamme schätzten und respektierten nicht nur die betroffenen Frauen, sondern auch deren Männer und die gesamte Bevölkerung einer Gegend. Der zuständige Arzt war froh, von dieser Arbeit weitgehend verschont zu bleiben, weil er anderwärtig genug Arbeit hatte. Hebammen gab es damals in jeder größeren Ortschaft, wie Langschlag, Rapottenstein, Schweiggers, Arbesbach und Groß Gerungs. Als ich diesen Bericht schrieb, brachte ich in Erfahrung, daß im Bezirk Gföhl noch eine Hebamme fallweise ihren Beruf ausübt. Nun — ich befragte die in Pension lebende Hebamme Maria Raab aus Groß Gerungs. Ich kenne diese Frau persönlich, weil sie auch noch zweien meiner Kinder (1967 und 1968) zum Dasein verhalf, und ich möchte auch einige Erlebnisse, die sie mir erzählte, zu Papier bringen.

Maria Raab wurde nach einer Lehrzeit von ein- einhalb Jahren, die sie mit einer Staatsprüfung abschloß, von 62 Bewerberinnen, wovon nur 21 die Prüfung bestanden, im Jahre 1943 in die Praxis entsandt. Lehrzeitselbstzahlerinnen konnten sich ihre Praxis aussuchen, wogegen jene, die ihre Schule unter der Hitlerzeit bezahlt bekamen, einer Praxis zugewiesen wurden. Sie betreute zirka 50 Geburten im Jahr, während ihrer 35jährigen Dienstzeit hatte sie genau 2500 Geburten betreut. Alle fünf Jahre wurde sie auch mit einer Zwillingsgeburt konfrontiert.

Nun — wie kam sie damals eigentlich zu den Wöchnerinnen?

Am Anfang ihrer Dienstzeit hatte sie nur ein Rad und mußte dabei oft fünf und mehr Kilometer fahren. Zur Sommerzeit war es leichter, doch in den schneereichen Wintern der Nachkriegszeit war es oft beschwerlich, in entlegene Dörfer oder Einschichthäuser zu gelangen und bei der Geburt noch rechtzeitig da zu sein. Im Jahr 1945 erwarb sie sich ein Motorrad, das ihr aber bald von den „Russen“ gestohlen wurde. Später kaufte sie sich dann nochmals ein Moped. Noch früher, als es keine Motorisierung gab, wurde sie von den Bauern mittels Schlitten oder eines Wagengespans abgeholt.



Hebamme Maria Raab aus
Groß-Gerungs
(Foto: Lux, Zwetl)

*) Der erste Teil erschien im 38. Jahrgang (1989) auf Seite 337-339 und der zweite Teil im 39. Jahrgang (1990) auf Seite 346-348.

Eine Wöchnerin wurde normal eine Woche betreut, und die Hebamme kam deshalb vier- bis fünfmal zu ihr. Oftmals hatte aber eine Bauersfrau schon den zweiten Tag nach der Geburt Feldarbeiten zu verrichten und wurde von ihr nicht mehr angetroffen, sodaß die üblichen Visiten entfielen.

Was bekam eine Hebamme als Lohn? Oftmals nicht einmal einen Schilling, wenn der betreffende Kleinhäusler kein Geld hatte. Nach ein paar Monaten vergaßen es die Leute, und die Hebammen mußten sich mit einem anfänglichen Dankeschön zufrieden geben. Ein andermal bekam sie den Lohn mittels Naturalien wie Butter, Eier, Speck u.s.w. Bei Taufen wurde sie meist eingeladen, um ein bißchen das freudige Ereignis mitzufeiern.

Hebammen durften auch Wehenmittel in Form von Injektionen verabreichen. Wie schon anfangs erwähnt, wurde selten ein Arzt konsultiert. Während ihrer langen Dienstzeit wurde nur eine Wöchnerin wegen einer Querlage des Kindes ins Spital gebracht. Hebammen durften nicht nähen, sondern dies wurde vom Arzt gemacht.

Ich möchte anschließend einige Erlebnisse der Hebamme niederschreiben, so wie sie es mir gesagt hat, und ich werde dabei nichts beschönigen oder verniedlichen. Die ältere Generation weiß, daß die Nachkriegszeit alles andere als rosig war und es bei den Leuten an Geld, Hygiene und Komfort fehlte. Ich möchte die damaligen Zeiten der Menschen in Armut in keiner Weise lächerlich machen, doch folgende Zustände sind nicht wegzuleugnen und es gab sie, so erinnerte sie sich an eine Geburt, wo es wegen eines Gewitters keinen Strom gab und eine Petroleumlampe am Fußende des Bettes aufgestellt wurde. Beim Blasenprung der Frau ging der Zylinder kaputt, und es mußte nach längerem Suchen des Hausherrn eine Kerze als Beleuchtung dienen. Doch es lief alles problemlos ab.

Wieder in einem anderen Haus mußte der Bauer erst einheizen, als die Bauersfrau beim Kartoffelgraben von den Wehen überrascht wurde und es im Raum kalt war. Außerdem brauchte man ja warmes Wasser. Beim Herumhantieren mit der Ofenröhre, die nicht paßte, rutschte diese aus dem Rauchfang. Da aber das Bett auch noch gerade unter dieser stand, wurde die Bäuerin samt Hebamme von Ruß eingedeckt. Doch es war keine Zeit mehr zur Reinigung. Die Geburt konnte nicht mehr aufgehalten werden. Trotz Ruß wurde das Kind geboren. Die Frauen arbeiteten meist knapp bis zur Niederkunft. So traf die Hebamme eine Bäuerin beim Melken an, wo der Geburtsvorgang buchstäblich schon eingesetzt hatte. Eine andere mußte in der Backstube des Hauses am Bretterboden gebären, weil sie nicht mehr ins Bett gebracht werden konnte.

So ist es auch verständlich, daß es in punkto Reinlichkeit happerte, weil die Frauen regelrecht bei der Arbeit von der Geburt überrascht wurden. Die Hebamme erzählte mir wortwörtlich, daß es bei manch einer Frau einer Reißbürste bedurft hätte, um sie vorerst einmal zu säubern. Außerdem, so sagte sie, brauchte man bei so mancher einen guten Magen.

Wir wissen alle, daß es früher mehr Kinder in den Familien gab, daß es aber an Räumlichkeiten fehlte. Oftmals gab es nur zwei Räume in einem Haus, und die Kinder schliefen teils bei den Eltern oder in Betten nebenan. Da es zur Geburt nicht immer gerade bei Tag kam, wo man es leicht hatte, die Kinder wegzuschicken, sondern sogar häufig bei Nacht, wurden die Kleinen, die nebenan schliefen, von den Wehlauten der Mutter geweckt. Sie wurden neugierig und guckten teils unter der Tuchent oder durch den Spalt einer Tür zu. So hätten die Hebammen noch zusätzlich Hände gebraucht, um die Kinder zu verschrecken.

Auch in den Häusern selbst fehlte es oft an Reinlichkeit, und Insekten waren Plagegeister der Wöchnerin oder des Kindes. So erzählte eine Mutter der Hebamme, daß ihr Säugling andauernd weine. Auf die Frage, ob sie genug Milch für das Baby hätte, bejahte sie dies. Beim Baden des Kleinkindes entdeckte die Hebamme in den Fugen der Haut unzählige Flöhe, die das Kind quälten und bissen.

In den Nachkriegsjahren kamen auch oft Zigeuner ins Land. Auch von diesen wurde sie oft zu einer Geburt gerufen. So erinnerte sich die Hebamme an eine Geburt, von der sie noch das Datum wußte (24. Juni 1950), weil diese Frau direkt zwischen den herumstehenden Pferden ein Kind zur Welt bringen und die Hebamme tausend Ängste ausstehen mußte, daß ein Pferd unruhig werden und alle zertrampeln könnte. Doch auch hier passierte nichts.

So gäbe es noch andere Fälle aufzuschreiben, doch ich glaube, es genügen diese paar Beispiele, um zu zeigen, womit eine Hebamme von damals konfrontiert wurde.

Nach der Einführung der Bauernkrankenkasse gingen dann die meisten Frauen ins Spital, und die Hausgeburten endeten schlagartig (um 1978). Laut neuesten Umfragen in Deutschland sind aber Hausgeburten wieder modern.

An eines erinnerte sich die Hebamme auch noch. Mütter von damals stillten ihr Kind oft bis zur nächsten Geburt. Es kam auch vor, daß ein Kind einer Mutter mit dem Schemel nachrannte, wenn es Hunger hatte und von der Brust trinken wollte. Irgendwo hörte ich einmal, daß ein Kind, als es schon zur Schule ging, noch von der Mutterbrust trank. Das ist eine Überlieferung, die ich aber nicht beweisen kann. Beweisbar aber ist, daß die Kinder von damals gesund und stark waren.

Václav Bůžek

Verbindendes und Trennendes an der Grenze — Spojující a rozdělující na hranici

Nach dem ersten erfolgreichen Seminar südböhmischer, südmährischer, österreichischer und einiger bayerischer Historiker, das auf Anregung von Hanns Haas (Salzburg) und Jiří Kořalka (Tábor-Prag) Anfang April 1990 im oberösterreichischen Steyr veranstaltet worden war, fand vom 23. bis 24. April 1991 in České Budějovice (Budweis) unter organisatorischer Beteiligung des Lehrstuhls Geschichte der Budweiser Pädagogischen Fakultät und der Südböhmischen Historikergemeinde beim Historischen Klub nun das zweite Arbeitstreffen dieser Forscher statt, zu dem auch Historiker aus bedeutenderen Forschungsstätten in Böhmen und Mähren eingeladen wurden. Während in Steyr mehr ein Diskussionscharakter vorherrschte und die Diskussion auf die Einschätzung des erreichten Grades der wissenschaftlichen Erkenntnisse beim Studium der böhmisch-mährisch-österreichischen Grenzregion von der frühen Neuzeit bis zum Jahr 1945 orientiert war, hatte das Budweiser Treffen den Charakter eines wissenschaftlichen Symposiums, das sich auf die Problematik der sozialen und kulturellen Entwicklung des Adels und der Städte in den verschiedenen Regionen und Ländern der Habsburgermonarchie konzentrierte.

Die erwähnte Thematik des Symposiums wurde in drei Sektionen behandelt. Die erste beschäftigte sich mit der Herausbildung der Kultur an den mitteleuropäischen Adelshöfen in der frühen Neuzeit. Die den Rahmen absteckenden Hauptreferate zur gegebenen Problematik, die neben der Skizzierung der gesellschaftlichen Voraussetzungen der adeligen Repräsentation auch Quellen und Äußerungen nationaler und kosmopolitischer Züge der aristokratischen Kultur der Renaissance, des Manierismus und des Barock belegten, wurden vorgetragen von Jaroslav Pánek (Prag) und Thomas Winkelbauer (Wien). An ihre Ausführungen schlossen die Beiträge von Karl Vocelka (Wien) über ein Projekt der Erforschung von Mentalität und Wirtschaft des Adels in den Ländern der Habsburgermonarchie im 16. bis 18. Jahrhundert an und weiters der Beitrag von Václav Bůžek (Budweis) über den Anteil der österreichischen, süddeutschen und italienischen Märkte bei der Gestaltung des Kulturniveaus der Magnatenhöfe im böhmischen Staat in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg. Der mehr theoretisch konzipierte Einleitungsteil der Sektion über die frühe Neuzeit wurde abgeschlossen durch die Referate von Friedrich Polleroß (Wien) über die Bedeutung von Architektur und bildender Kunst bei der Gestaltung der repräsentativen Züge von Adelsresidenzen in den österreichischen Ländern in der frühen Neuzeit sowie von Jiří Kroupa (Brünn), der am Beispiel kultureller Aktivitäten einiger mährischer Adelsgeschlechter die Möglichkeit einer weiteren Erforschung der mährischen Hofkultur in der Zeit des Hochbarock skizzierte.

Der Block der Referate über die Sozial- und Kulturgeschichte einzelner Adelsgeschlechter, die in der frühen Neuzeit im böhmisch-mährisch-österreichischen Gebiet ansässig waren, wurde durch den Beitrag von Václav Ledvinka (Prag) über die Herren von Neuhaus und über die ökonomische und kulturelle Rolle ihrer Residenzstadt eröffnet. Aleš Stejskal (Budweis) zeigte neue Möglichkeiten beim Studium der Kulturgeschichte, die die rosenbergische Rechnungsregistratur aus der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert bietet. Der Problematik des Musiklebens der Literatenbruderschaften und der Adelsresidenzen in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg widmete sich Martin Horyna (Budweis). Adolf Kalný (Wittingau) konzentrierte sich auf die Skizzierung der politischen, wirtschaftlichen, karitativen und Bautätigkeit der Familie Buquoy, die nach 1620 auf der Herrschaft Gratzen ansässig war. Die Quellen für das reiche kulturelle Leben der Fürsten von Eggenberg an ihrem Krumauer Hof zeigte der Beitrag von Anna Kubíková (Krumau). Die Bedeutung des Schloßtheaters in der Krumauer Residenz der Fürsten von Schwarzenberg und das Leben ihrer bedeutenden Musiker stellte Jiří Zálaha (Krumau) vor. Erich Landsteiner (Wien) erläuterte die Rolle des Weinbaus für die protoindustrielle Entwicklung der Grenzregionen zwischen Südmähren und dem Weinviertel in Niederösterreich.

Die Verhandlungen der Sektion über die Sozial- und Kulturgeschichte der Städte und des Adels in den Ländern der Habsburgermonarchie im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts (bis 1918) wurden mit dem Hauptreferat von Jiří Kořalka (Tábor-Prag) über die regionale und nationale Identität von Bürgern und Aristokraten eröffnet. Im zweiten Hauptreferat erläuterte Hanns Haas (Salzburg) die Rolle des Provinzbürgertums in den österreichischen Ländern und versuchte, das Phänomen des bürgerlichen Provinzialismus im Rahmen der einzelnen Regionen und Länder der Habsburgermonarchie im 19. Jahrhundert zu vergleichen. Die Ausführungen von Jiří Malý (Brünn) befaßten sich mit der Konzeption des Studiums des bürgerlichen Nationalismus in Mähren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Robert Sak (Budweis) versuchte, aus unkonventionellem Blickwinkel die politische und kulturelle Rolle der Schwarzenberger in der böhmischen Gesellschaft der zweiten

Hälfte des 19. Jahrhunderts zu beleuchten. Ein Bild der sozialen und politischen Schichtung der mährischen Gesellschaft an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert und die Bindungen des mährischen Adels an den Wiener Hof zeichnete Robert Luft (München). Mit der Problematik der wirtschaftlichen Beziehungen Oberösterreichs und der böhmischen Länder in der Zeit der Industrialisierung befaßte sich Helmut Lackner (Linz). Jiří Pokorný (Prag) skizzierte im Überblick die Geschichte der Národní jednota pošumavská (Nationalverband des Böhmerwaldgebietes) von den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg. Jolande Trachtová (Krumau) analysierte auf der Basis von Zunftprivilegien die Intensität der Kontakte zwischen Handwerkern aus Südböhmen, Oberösterreich und Bayern vom 17. bis 19. Jahrhundert. Eine eingehende Darstellung der Manufakturperiode der Industrialisierung im oberen Waldviertel gab Andrea Komlosy (Wien).

Die gemeinsamen Verhandlungen der dritten Sektion waren folgenden Themen gewidmet: Zugänglichmachung von Archivfonds, Problematik der Entwicklung des Museumswesens im böhmisch-mährisch-österreichischen Grenzgebiet, Informationen über das Bild der Habsburgermonarchie im Unterricht an tschechischen, österreichischen und bayerischen Schulen. Vlastimil Kolda und Václav Rameš (Budweis) sprachen über die grundlegenden südböhmischen Archivfonds zur Geschichte des Adels und der Städte. Eine fundierte Information über neu zugänglich gemachte Fonds von Adelsfamilien im Mährischen Landesarchiv gaben Milan Čoupek und Anna Hamerníková (Brünn). Mit dem System des österreichischen Archivwesens und einem Abriss der wichtigsten Familien- und Herrschaftsarchive in Oberösterreich machte die Symposiumsteilnehmer Georg Heilingsetzer (Linz) bekannt. Über die Möglichkeiten des Studiums der Geschichte der böhmisch-österreichischen Beziehungen in den Quellen des Familienarchivs der Herren von Slavata informierte Sylva Řeřichová (Neuhaus). Auf die mögliche Nutzung des Familienarchivs der Černín für die Kulturgeschichte der österreichischen Länder im 19. Jahrhundert machte Stanislava Nováková (Neuhaus) aufmerksam. Eine Übersicht über die Quellenbasis zu den böhmisch-österreichischen Beziehungen im Archiv von Prachatice gab Václav Starý (Prachatice). Über die Möglichkeiten von Studien in tschechoslowakischen Wirtschaftsarchiven unter dem Aspekt der Auswertung von Bankdokumenten referierte Jiří Šouša (Prag).

Die historische Entwicklung des Museumswesens im tschechisch-österreichischen Grenzgebiet war Gegenstand des Beitrags von Duňa Panenková (Budweis). Einen Überblick über Museen technischer Denkmäler in Oberösterreich gab Udo Wiesinger (Steyr). Über den Fortgang bei Restaurationsarbeiten und über neue Entdeckungen in der Rotunde von Znojmo informierte Miroslava Šefčíková (Znaim). Die historische Exposition des Passauer Böhmerwaldmuseums bewertete der Beitrag von Manfred Pranghofer (Passau). Die abschließenden Beiträge von Lubomír Svoboda (Budweis), Jana Zahradníková (Budweis) und Manfred Aigner (Linz) beschäftigten sich mit dem Bild der Habsburgermonarchie im Geschichtsunterricht und der Darstellung der Möglichkeiten didaktischer Ausgangspunkte bei der historischen Interpretation von Schlüsseletappen der Geschichte der tschechisch-österreichischen Beziehungen.

Das Symposium, an dem an die 60 Forscher teilnahmen, vertiefte die wissenschaftlichen und persönlichen Grundlagen für die Entwicklung von beiderseitig nützlichen wissenschaftlichen Kontakten zwischen böhmischen, mährischen, österreichischen und bayerischen Historikern. Gleichzeitig wurde das aktuelle Bedürfnis deutlich, solche Treffen jedes

Jahr zu veranstalten. Nach dem oberösterreichischen Steyr und dem südböhmischen Budweis sollte in den nächsten Jahren Niederösterreich und dann Südmähren Austragungsort ähnlicher Veranstaltungen sein. Eine Reihe neuer wissenschaftlicher Projekte richtet sich gegenwärtig auf die Erfassung der breiten historischen Wurzeln der mitteleuropäischen kulturellen Integration und fordert dabei zu einer perspektivischen übernationalen Diskussion über den Inhalt von Schlüsselkategorien der Kultur- und Sozialgeschichte auf. Eine der erforderlichen Richtungen dieser Diskussion versuchte das Budweiser Symposium, dessen Referate in einem Sammelband (in der Reihe „Opera historica“ — Editio Universitatis Bohemiae Meridionalis) publiziert werden, zu zeigen.



HEIMATFORSCHUNG HEUTE

Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“
vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn

Herausgegeben von Ulrike Kerschbaum und Erich Rabl

196 Seiten, 17 Abb., 2 Fotos, zahlreiche Literaturangaben öS 195,—

Ein neues Nachschlagewerk für Heimatforscher. In diesem Buch werden moderne Methoden der Heimatforschung vermittelt und neue Themen aufgegriffen.

Aus dem Inhalt:

Helmuth Feigl, Quellen zur Regional- und Lokalgeschichte im NÖ Landesarchiv mit besonderer Berücksichtigung des Waldviertels; Hermann Steininger, Heimatkunden im Waldviertel ab 1945; Klaus-Dieter Mulley, Orts- und Regionalgeschichte, Bemerkungen zu ihrer Theorie, Konzeption und Organisation; Klaus-Dieter Mulley, Heimat/Alltag/Region und Geschichte. Eine Auswahlbibliographie zur Diskussion in Österreich und in der BRD; Thomas Winkelbauer, Grundherrschaft und bäuerliche Gemeinde im Waldviertel; Friedrich Schragl, Die Erforschung einer Pfarrgeschichte (mit Berücksichtigung der Auswertung der Kirchenmatriken und Benutzung der Pfarrarchive); Kurt Klein, Auswertung statistischer Quellen; Harald Hitz, Was kann die moderne Geographie der Heimatkunde bieten? Oliver Rathkolb, Neue Wege in der Geschichtsschreibung über politische Parteien im Waldviertel nach 1918; Robert Streibel, Krems 1938-1945. Ein Sperrbezirk für Historiker? (Ein Forschungsbericht); Reinhard Jöhler, Neue Wege der Alltagsgeschichte; Erich Rabl, Das Stadtarchiv Horn; Erich Rabl, Auswahlbibliographie neuerer Waldviertel-Literatur.

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl)
3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Allentsteig

Besuch in der „Alten Heimat“

„Über 300 Jahre war der Bauernhof im Besitz unserer Familie, und dann hat es auf einmal geheißen, wir müssen weg“, erinnert sich eine Aussiedlerin bei ihrem Besuch in Allentsteig, wo sich anläßlich des Aussiedlertreffens mehr als 400 Personen zum Gottesdienst vor dem Schüttkasten eingefunden hatten.

Bei der anschließenden Aussiedelungsfeier begrüßte die Organisatorin des Treffens und Obfrau des Museumsvereines, Ilse Fleischmann, die ehemaligen Bewohner und betonte, daß alle stets gern gesehene Gäste in ihrer alten Heimat seien. Wie Bgm. Ing. Franz Bendinger ausführte, unterstützt das Land NÖ seit 1985 Gründung und Aufbau des Aussiedlermuseums, wodurch eine bleibende Erinnerungsstätte für die Aussiedler und ein Mahnmal für die Jugend geschaffen worden seien. Der Bürgermeister würdigte insbesondere den Einsatz von Elfriede Schiller, Ilse Fleischmann und Elisabeth Soukup um die Aussiedler.

„Aussiedlermutter“ Elfriede Schiller dankte allen für ihr Kommen, und die Besucher zeigten sich tief beeindruckt von der liebevollen Aufnahme durch die Allentsteiger Bevölkerung. Den Abschluß der Veranstaltung bildete die Fahrt mit Bundesheerbussen in verschiedene Pfarrrorte der Region.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung 6. 6. 1991

Landeskundliches Symposion Dem Truppenübungsplatz Allentsteig gewidmet

In der Zeit vom 1. bis 4. Juli findet in Allentsteig das 12. Symposion des NÖ Institutes für Landeskunde statt. Zu dieser dem Truppenübungsplatz gewidmeten Veranstaltung werden an die 70 Experten für Landeskunde erwartet.

In zwölf Referaten, einer Filmvorführung und zwei Exkursionen werden die Auswirkungen dieses Platzes auf die Region erörtert. Die Auseinandersetzung mit dem Thema erfolgt aus verschiedenen historischen sowie militär- und wirtschaftswissenschaftlichen Blickwinkeln. Besondere Schwerpunkte bilden auch ein Bericht über die aktuelle Nutzung des Übungsplatzes durch das Bundesheer und eine Darstellung der aktuellen wirtschaftlichen Situation der Region.

NÖ Landeskorespondenz 25. 6. 1991

Ein ausführlicher Bericht über dieses Symposion wird in Heft 4 erscheinen.

Altenburg

Wie sind die Fresken Paul Trogers entstanden?

Im Kaisertrakt des Stiftes Altenburg wurde am 30. Mai die heurige Sommerausstellung „Handwerk & Genie“ eröffnet. Restaurierungsarbeiten an den Fresken Paul Trogers in der Stiftskirche boten Anlaß für diese Ausstellung. Der Tiroler Maler Troger arbeitete in den Jahren 1733 bis 1734 an der Ausgestaltung der Stiftskirche in Altenburg.

Die Aufgabe der Ausstellung, die im Rahmen des Kunstvereines Horn in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt entstanden ist, besteht darin, anhand verschiedener Arbeiten Paul Trogers den Arbeitsprozeß eines Barockfreskantens zu veranschaulichen. Gleichzeitig sollen mit einem Blick auf die österreichische Kulturlandschaft die unterschiedlichen Arbeits- und Vorbereitungsstufen barocker Monumentalmalerei dokumentiert werden.

Die Ausstellung will den Besuchern anhand einer Schadensdokumentation den äußerst schlechten Zustand der Fresken in der Stiftskirche bewußt machen und einen Einblick in die Restaurierungspraxis geben.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg 18. 4. 1991

Ausstellungsreigen im Stift Altenburg Eröffnung am Fronleichnamstag

Nicht weniger als vier Ausstellungen werden heuer im Stift Altenburg präsentiert: Die im Vorjahr sehr erfolgreiche Ausstellung „Gnadenort Maria Dreieichen“ wird verlängert, und dazu kommen drei weitere:

- „Mineral und Dose“ zeigt wertvolle Schmucksteine und Dosen vom 17. Jahrhundert bis heute. Die wertvolle Sammlung wurde von den Wiener Neustädter Mineralogen Peter und Simone Huber zusammengetragen.
- „Handwerk & Genie“ befaßt sich mit Fragen der Restaurierung; im Mittelpunkt steht Paul Trogers barockes Deckenfresko in der Altenburger Stiftskirche, dessen Entstehung und Erhaltung. Anlaß dafür ist die bevorstehende Restaurierung dieses Kunstwerks.
- „Weinland am Kamp“, eine Ausstellung des NÖ Bildungs- und Heimatwerks, stellt das untere Kamptal mit seinen berühmten Weinbaugemeinden vor. In der Ausstellung wird die Arbeit des Weinbauers einst und jetzt ebenso gezeigt wie neue Wege der Weinvermarktung.

NÖ Landeskorrespondenz 28. 5. 1991

Arbesbach

Das Jubiläumsjahr 1990 brachte dem MV Arbesbach viele Erfolge

Die sechste Auszeichnung in ununterbrochener Reihenfolge war der krönende Abschluß des Jubiläumsjahres 1990 für den MV Arbesbach und zugleich ein glanzvoller „Schwanengesang“ für Gründungskapellmeister Herbert Lugmayr.

Aus terminlichen Gründen konnte der Musikverein nicht im eigenen Bezirk antreten, sondern gastierte im Bezirk Gmünd. Die Kapelle Arbesbach hinterließ den denkbar besten Eindruck, was auch durch die Bewertung „ausgezeichnet“ deutlich zum Ausdruck kam. Ein Sonderlob gab es für die Jungmusikerin Lucia Klonner für das tadellos interpretierte Piccolosolo.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung 11. 4. 1991

Behörde rettet letztes Hochmoor Mitteleuropas

Sensationeller Bescheid der NÖ Wasserrechtsbehörde: Das von der Vernichtung bedrohte „Schönfelder Überländ“ — eines der letzten Hochmoore Mitteleuropas — muß saniert werden.

Die Experten wiesen in ihren Studien unter anderem darauf hin, daß die Sanierung möglichst rasch erfolgen mußte: „Jedes Zuwarten erhöht die Gefahr irreversibler Schäden im Moor.“ Die Wasserrechtsbehörde in der Landesregierung hat sich die Warnungen der Biologen anscheinend zu Herzen genommen.

Kurier 9. 5. 1991

Dietmanns

„Hoar- und Weberstubb“ eröffnet

Die Familie Ertl in Dietmanns hat etwas geschaffen, was es im Raum von Groß Gerungs noch nie gegeben hat: ein Museum, die „Hoar- und Weberstubb“.

Schon seit vielen Jahren erzeugt Friedrich Ertl gediegene Handwebe und bunte Fleckerlteppiche und erneuert damit das Weberhandwerk, das im Waldviertel eine reiche Geschichte hat. Er sammelt aber auch altes Gerät und hat die Schriften der Weberzunft aus früheren Zeiten liebevoll bewahrt.

Nun hat er diese Sammlung in seinem Haus zur Schau gestellt; diese „Hoar- und Weberstubb“ wurde am 17. Mai in einem kleinen Kreis von Vertretern aus Politik und Wirtschaft, von Mitarbeitern und Freunden des Hauses eröffnet.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung 23. 5. 1991

Drosendorf

Vom Waldviertel in die ganze Welt

Hermann Walenta, ein echter Waldviertler, ein Drosendorfer Künstler, ein Bildhauer, dessen Werke in halb Europa stehen und einige wenige auch in Niederösterreich.

Geboren 1923 in Drosendorf, aus einer Lehrerfamilie stammend, sollte sein Leben auch der Pädagogik gewidmet sein. Doch bereits im elften Lebensjahr zeichnete sich sein künstlerisches Talent ab, und so lernte er ab 1939 in der Hallstätter Bildhauerschule. Nach dem obligaten Militärintermezzo studierte er an der Akademie der Bildenden Künste in Wien, und bereits 1949 fand seine erste Ausstellung in Alpbach in Tirol statt. Seit dieser Zeit beteiligte er sich an diversen Ausstellungen im In- und Ausland.

Seine Werke befinden sich in erster Linie in öffentlichem Besitz, vor allem in Wien. Da er sowohl Holz- als auch Steinplastiken anfertigt, muß seine Vielseitigkeit hervorgehoben werden. Als Funktionaler bei „Drosendorf aktiv“ tätig, kann er die Grundidee dieser Vereinsgründung für sich beanspruchen.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg 3. 5. 1991

Eggenburg

Neuordnung der geologischen Landessammlung Auftrag erging an das Krahuletz-Museum

Das NÖ Landesmuseum besitzt eine umfangreiche geologische Landessammlung, die aus zahlreichen Einzelsammlungen besteht und die Mineralien ebenso wie Gesteine und Fossilien aus allen Zeitaltern der Erdgeschichte Niederösterreichs enthält. Um das gewaltige Konvolut zu ordnen und wissenschaftlich zugänglich zu machen, erhielt das Krahuletz-Museum in Eggenburg den Auftrag, die Sammlung aufzubereiten. Wie vertraglich festgelegt wurde, soll die Arbeit nach fünf Jahren abgeschlossen sein.

Mit einem von der Geologischen Bundesanstalt entwickelten Computerprogramm werden die niederösterreichischen Funde neu bestimmt und beschrieben und nach Objekten, Fundpunkten und geologischen Zeitstufen geordnet.

Die wissenschaftliche Neuordnung ermöglicht es auch, einen Katalog zu erstellen und die große Sammlung in Form von Ausstellungen der Öffentlichkeit zu präsentieren.

NÖ Landeskorespondenz 5. 4. 1991

„Eintauchen in die Erdgeschichte“

Das Krahuletzmuseum kann auch im heurigen Jahr mit einer ganzen Reihe interessanter Sonderausstellungen aufwarten.

Mit der Ausstellung „Eggenburg am Meer — Eintauchen in die Erdgeschichte“ wird die paläontologische Vergangenheit des vor 22 Millionen Jahren von einem Meer bedeckten Eggenburger Raumes vorgestellt.

Eine weitere Sonderausstellung ermöglicht es, das Entstehen einer Burg des 10. Jahrhunderts mitzuverfolgen: „Sachsendorf — ein archäologischer Weg ins Mittelalter“ — gibt einen Einblick in die Arbeit der Archäologen. Der Maler Prof. Arnulf Neuwirth zeigt auch heuer wieder einen Aquarell-Zyklus, der dem Thema „Eggenburg und seine Ausstrahlung“ gewidmet ist.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg 11. 4. 1991

Emmersdorf

Der Gesangverein feiert den 100jährigen Bestand

Der Gesangverein „Frohsinn“ feierte sein 100jähriges Bestandsjubiläum. Zusammen mit der Trachtenmusikkapelle ist er jener Kulturträger der Marktgemeinde, der in einer Vielfalt von Veranstaltungen und Festen frohe und besinnliche Stunden gestaltet.

Neue NÖN/Melker Zeitung 25. 6. 1991

Emmersdorf, Melk

Forum Melk sorgte für Sachen zum Schmunzeln und Lachen

Unter dem Motto „Sachen zum Lachen, Schmunzeln und Nachdenken“ kündigte das Forum Melk den musikalisch-literarischen Abend am 19. April im Wintergarten des Gasthofs Prinz an.

Die Mundartdichter Isolde Kerndl und Erich Stöger vulgo Bucherbauer boten, musikalisch hervorragend ergänzt durch das Volksmusiktrio Klosterneuburg, ein ansprechendes Programm.

Neue NÖN/Melker Zeitung 23. 4. 1991

Gars

Rettungsaktion für die Kleindenkmäler läuft an

„Der Reichtum der Pfarre Gars in der Vergangenheit dokumentiert sich auch in mehr als 60 steinernen oder gemauerten Säulen, Wegkreuzen, Bildstöcken. Sie gilt es zu restaurieren!“ Mag. Anton Ehrenberger, Obmann des Museumsvereins, wirbt um praktische und finanzielle Hilfe bei diesem Vorhaben.

Den Anstoß dazu hatte bereits vor längerer Zeit Rupert Haberson gegeben. Er setzte durch, daß Pfarre und Gemeinde den Kleindenkmälern mehr Aufmerksamkeit schenken und ihre finanzielle Unterstützung zusagen. Gemeinsam mit Mag. Ehrenberger sowie dem Bundesdenkmalamt ging man daran, ein Konzept für die Renovierung der Marterln auszuarbeiten.

Bei der Eröffnung der Sonderausstellung „Sakrale Kleindenkmäler“ am 3. Mai um 19.00 Uhr im Heimatmuseum wurde die Aktion der Bevölkerung vorgestellt.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg 3. 5. 1991

Die drei Garser Museen bieten sich als Ausflugsziele an

Mit ein Grund, warum die Kamptalgemeinde Gars erklärtes Ausflugsziel aller Altersgruppen ist, sind die drei Museen, die seit dem 1. Mai wieder ihre Tore geöffnet haben.

Mitten im Zentrum liegen das Heimatmuseum, in dem die Geschichte des Marktes und seiner Bewohner gezeigt wird und auch die Gedenkstätte für Franz von Suppé eingerichtet ist, die Grabungsdokumentation und das Handelsmuseum.

Im Oberstock des Rathauses ist in einer in Österreich einzigartigen Schau die Entwicklung des Handels von den Anfängen bis zur Gegenwart aufgezeigt, und im Nebengebäude wird die Siedlungsgeschichte des Garser Raums dokumentiert.

Führungen sind jederzeit gegen Voranmeldung (Telefon 02985/2225 oder 2680) möglich.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg 16. 5. 1991

Gastern

Konzertabend der Singgemeinschaft Gastern

Ein großartiger Erfolg war der Konzertabend der Singgemeinschaft Gastern am Pfingstsonntag, dem 19. 5., im Turnsaal der Volksschule. Vereinsvorstand Franz Kainz, der auch durch das Programm führte, konnte dazu viel Prominenz, zahlreiche Abordnungen anderer Gesangvereine und Gäste aus nah und fern im wirklich bis auf den letzten Platz besetzten Veranstaltungssaal begrüßen.

Neue NÖN 23. 5. 1991

Geras, Pernegg

Restaurierung Geras: Modellfall für ČSFR Nutzungskonzept für Kloster Pernegg

Die Restaurierung der beiden niederösterreichischen Grenzlandklöster Geras und Pernegg sowie die Revitalisierung des Stiftes Geras und seiner Nebenanlagen entpuppen sich immer mehr als ein Modellfall für ähnliche Projekte in der ČSFR.

Für das besonders restaurierungsbedürftige Kloster in Pernegg liegt nun in groben Zügen ein Nutzungskonzept vor: Es soll als Jugend- und Bildungszentrum ausgebaut werden; geplant ist auch der Einzug von Klosterschwestern aus der ČSFR, die eventuell auch in der Krankenpflege tätig sein sollen.

Das „Know-how“ bei der Revitalisierung der beiden Stifte soll jedenfalls auch Modellfall für zahlreiche ähnlich geartete Vorhaben in der ČSFR sein. *NÖ Landeskorrespondenz II. 4. 1991*

Gmünd

Rund 200 000 Besucher im Naturpark Blockheide

Rund 200 000 Besucher gab es 1990 in der Blockheide. Im April, Mai und Juni stellten Schulklassen den Großteil der Besucher. Gern aufgesucht wird der Naturpark auch von Behinderten mit ihren Betreuern.

Im Mai unternahm der Naturschutzverein von Třeboň (ČSFR) eine Exkursion in die Blockheide; Reiseleiter war der nunmehrige Abgeordnete und Obmann der Gruppe, Dr. Jan Kvet. Überhaupt konnte 1990 ein verstärkter Besucherzustrom aus der ČSFR registriert werden.

Neue NÖN 31. 1. 1991

Herrlicher Soloabend der Stadtkapelle

Kapellmeister Josef Seisenbacher legte mit diesem Programm für seine aktiven Musiker die Latte sehr hoch; die Solisten wurden aber vom Publikum mit reichlichem Applaus für ihre Leistungen belohnt.

Der „Soloabend“ war Beweis dafür, daß jeder einzelne der Kapellenmitglieder Solist ist. Der Abend der Stadtkapelle war ein wohl gelungenes und von den Besuchern gefeiertes Konzert.

Neue NÖN II. 4. 1991

Prof. Reingrabners Vortrag zeigte Zusammenhänge auf

Beim zweiten Teil der festlichen Akte anlässlich der Jubiläen der evangelischen Pfarrgemeinde am 8. Mai konnten im Palmenhaus zahlreiche Persönlichkeiten willkommen heißen werden. Im Anschluß erfolgte die Präsentation der Jubiläumsschrift.

Die vielschichtigen Zusammenhänge der reformatorischen und gegenreformatorischen Strömungen, die auch das Waldviertel grundlegend und nachhaltig veränderten, zeigte Superintendent Univ.-

Prof. Dr. Reingrabner in seinem Vortrag auf. Durch das Aufzeigen der enormen eigendynamischen Gesetzmäßigkeit, die alle Schichten und Bereiche des gesellschaftlichen, kirchlichen, politischen und privaten Lebens erfaßt hatte und der sich niemand zu entziehen vermochte, gelang es dem Vortragenden, jeden leisen Verdacht auf eine einseitige Polarisierung oder historische Schuldzuweisung behutsam zu vermeiden.

Die musikalischen Beiträge des Bläserensembles der Stadtkapelle Gmünd unter Josef Seisenbacher bereicherten diesen Abend.

Neue NÖN 16. 5. 1991

Höhepunkt der Jubiläumsfeiern

Mit dem Gemeindetag und dem Gustav Adolf-Fest, das am 30. Mai stattfand, erreichten die Jubiläumsfeiern der Evangelischen Pfarre Gmünd ihren Höhepunkt. Gäste aus allen 21 niederösterreichischen Pfarrgemeinden, von der südböhmischen evangelischen Kirche aus Budweis und Tábor, von der badischen Landeskirche und sogar aus Australien konnten begrüßt werden.

Viel Applaus gab es beim Festkonzert im Palmenhaus für die Liedertafel Gmünd und für den Gmünder Männergesangsverein. Großes Interesse fand auch die Ausstellung „Das Waldviertel in seinen schönsten Ansichten“.

Neue NÖN 6. 6. 1991

Gedenken an Todestag von Dr. G. Libowitzky

Unter dem Motto „Nicht nur Mozart. . .“ veranstaltete der MGv sein Konzert im Gedenken an den fünften Todestag seines Ehrenchorleiters Dr. Gerhard Libowitzky am 20. Juni im Palmenhaus gemeinsam mit dem Kammerchor und dem Kammerorchester Gmünd.

Die musikalische Leitung lag wieder in den Händen der beiden Chorleiter Mag. Libowitzky und Komm.-Rat Dkfm. Baumann. Viel Applaus gab es für Mozarts Kantate KV 429.

Eine Probe seines Könnens lieferte das Kammerorchester mit dem „Kleinen Konzert in C-Dur“, wobei besonders Lore Schlögl durch ihr meisterliches Klavierspiel begeisterte.

Nach Werken von Haydn, Schumann und Mutters brachten die beiden Chöre Spirituals.

Neue NÖN 5. 7. 1991

Göpfritz/Wild

Ein wahrer Kunstgenuß

Zu einem wahren Kunstgenuß geriet das am 20. April im Kulturstadl abgehaltene 3. Preisträgerkonzert des Operetten-Nachwuchssänger-Wettbewerbs Nico Dostal. Herrliche Operettenmelodien von Nico Dostal, Carl Zeller, Johann Strauß, Emmerich Kalman und Herbert Seiter, welcher persönlich am Klavier begleitete, waren zu hören.

Insgesamt war es eine sehr gelungene Veranstaltung der Marktgemeinde Göpfritz, welche von Vizebgm. Mag. Ernst Hochstöger in Zusammenarbeit mit der Kulturabteilung des Landes NÖ und der Internationalen Kunstförderung Nico Dostal organisiert worden war.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung 25. 4. 1991

Gossam

Hobby-Archäologen in Gossam wieder aktiv

Die vom Bundesdenkmalamt und dem Dorferneuerungsverein initiierte archäologische Forschungstätigkeit im Gelände der Burgkirche Gossam hat schon bisher für die Experten wertvolle Aufschlüsse über die Geschichte der Burg und Burgkirchenruine gebracht.

Bis 27. Juni werden noch unter der Leitung des Archäologen Gustav Melzer Grabungen im Bereich des Turmes und an der Südseite durchgeführt werden, um ein Gesamtbild der Geschichte dieser Burgranlage, die bis in das 10. Jahrhundert zurückgeht, zu erzielen.

Neue NÖN/Melker Zeitung 25. 6. 1991

Großschönau

Grabungen in Planung

Wiederholte Funde aus der Kuenringerzeit, die in und um die Johannesbergkirche gefunden wurden, haben den Gemeinderat veranlaßt, Archäologen mit behördlich bewilligten Grabungsarbeiten zu beauftragen.

Die Fundgegenstände werden nicht nur das Heimatmuseum von Großschönau bereichern; größere Objekte werden in der Johannesbergkirche belassen. Außerdem sollen die Gegenstände auch Anziehungspunkt für die Landesausstellung in Weitra 1994 werden. Aus diesem Grund soll mit den Grabungsarbeiten ehestens begonnen werden.

Neue NÖN 7. 2. 1991

Groß-Siegharts

Groß-Sieghartser Benefizveranstaltungen unter dem Motto „Frühlingserwachen“

Zu einem Riesenerfolg wurden die beiden Benefizveranstaltungen am 6. und 7. April im Vereinshaus. Unter dem Motto „Frühlingserwachen“ hatte das Kulturreferat diese Abende über Initiative von StR Widroither organisiert.

Das Ergebnis: Beide Male ein übervoller Saal und über 180 000 Schilling Spendeneinnahmen.

Welch riesiges Potential an Vereinstätigkeit, Kultur und Zusammengehörigkeitsgefühl im „Herzen des Bandlkramerlands“ verborgen ist, das bewiesen im Rahmen dieser Bemühungen rund 150 Mitwirkende der örtlichen Vereine.

Der Programmablauf war ein Feuerwerk an Abwechslung von schönen Gesangstücken des Gesang-, Musik- und Theatervereines, des Arbeitergesangvereines, präzisen Musikvorträgen der „Neuen Musikschule“, der Stadtkapelle und der Bläsergruppe der Jägerrunde sowie Gedichte der Katholischen Frauenbewegung und des Seniorenbundes, einem spannenden „Ladenspiel“ des Reiseparvereines „Heimat Europa“, Tanzvorführungen der Kindertanzgruppe und des Sportvereines.

Die FF Groß-Siegharts, der Theaterverein und der Tennis- und Sportverein waren mit humoristischen Einlagen und Sketches vertreten.

Neue NÖN 11. 4. 1991

Die Pfarrgeschichte von Groß-Siegharts wurde neu aufgelegt

Anhand des in den 50er Jahren von Stadtpfarrer Mag. Rudolf Schierer verfaßten Werks lernt man die Anlagen und Möglichkeiten jener Menschen kennen, die den Raum um das heutige „Bandlkramerland“ besiedelten.

Über Initiative des Kulturausschusses der Stadtgemeinde Groß-Siegharts konnte nunmehr mit Unterstützung der Sparkasse dieses kulturhistorische Werk nachgedruckt werden. Es steht der interessierten Bevölkerung am Stadttam und in der Sparkasse zum Selbstkostenpreis zur Verfügung. Vorerst liegt Band 1: „Mittelalter“ wieder auf; Bände 2 bis 5 werden folgen.

Neue NÖN 9. 5. 1991

Heidenreichstein

„Moorleiche“ beigesetzt

Das Torf- und Moormuseum ist um eine Attraktion reicher. In Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten wurde vorige Woche die Moorleiche im Museum „beigesetzt“.

Diese naturgetreue Nachbildung eines Mannes, Alter zirka 2000 Jahre, wurde 1950 in einem Moor in Dänemark gefunden. Dieser dürfte entweder einer Göttin geopfert oder hingerichtet worden sein.

Neue NÖN 18. 4. 1991

Horn

Museumsdirektor Dr. Ingo Prihoda gestorben

Oberstudienrat Dr. Ingo Prihoda, langjähriger Direktor des Höbarth- und Madermuseums in Horn, starb am 2. Mai 1991 im Alter von 69 Jahren. Er wurde am 30. Jänner 1922 in der mährischen Stadt Iglau geboren, wo er seine Kindheit und Jugend verbrachte. Nach vier Jahren in Krieg und Kriegsgefangenschaft mußte er seine Heimat verlassen. An der Universität Graz beendete Prihoda seine Studien der Fächer Geschichte und Geographie mit der Lehramtsprüfung und dem Doktorat. Seine geographische Dissertation befaßte sich mit dem Horner Becken.

Zehn Jahre unterrichtete er an der Hauptschule und der Berufsschule in Deutschlandsberg in der Steiermark; im September 1960 kam Dr. Prihoda als Professor nach Horn, wo er bis 1981 am Horner Gymnasium, am Aufbaugymnasium und lange Zeit auch an der Frauenberufsschule unterrichtete. Er gehörte zu jenen Lehrern, die es verstanden, die Begeisterung für ihre Gegenstände, vor allem für die Urgeschichte, ihren Schülern mitzuteilen und sie anzuregen, sich weit über den Unterricht hinaus mit geschichtlichen Ereignissen zu beschäftigen.

Sein umfangreiches Fachwissen befähigte ihn, an urgeschichtlichen Grabungen, zuerst mit Josef Höbarth, später mit Dr. Friedrich Berg, den Horner Museumsleitern, teilzunehmen. Im Jahr 1971, als die Neuaufstellung im ehemaligen Bürgerspital noch im Gange war, übertrug die Stadtgemeinde Horn



Bundespräsident Dr. Rudolf Kirchschräger, Landeshauptmannstellvertreter Leopold Grünzweig und Herma Kirchschräger wurden 1980 von Museumsdirektor Dr. Ingo Prihoda (1. von rechts) durch das Höbarthmuseum geführt

(Foto: Höbarthmuseum Horn)

Dr. Ingo Prihoda die Leitung des Höbarthmuseums. Mit großem Engagement betreute Dr. Prihoda die Sammlungen, paßte das moderne Ausstellungskonzept seinen Vorstellungen an und organisierte zahlreiche Sonderausstellungen. Im Jahr 1983 wurde ihm auch die Leitung des neueröffneten Madermuseums übertragen. Zweimal konnte Museumsdirektor Dr. Prihoda Bundespräsident Dr. Rudolf Kirchschläger im Museum begrüßen, zuerst bei der 50-Jahr-Feier 1980 und 1983 bei der Eröffnung der umfangreichen Sammlung des Landwirtschaftsmuseums, das nach dem Sammler Ernst Mader benannt worden war.

In zahlreichen Publikationen beschäftigte sich Dr. Prihoda mit Ausgrabungen, der Geschichte der Horner Museen und der Entwicklung des Horner Raumes. Ein Höhepunkt im publizistischen Schaffen war 1980 die Herausgabe einer umfangreichen Festschrift zur 50-Jahr-Feier des Höbarthmuseums und des Museumsvereins, für die er 22 Mitarbeiter gewinnen konnte. 1982 folgte eine Höbarth-Gedenkschrift.

Seine erlebnisreichen Museumsführungen, seine anschaulichen Vorträge und seine allgemein verständlichen Schriften ließen ihn zu einer anerkannten Persönlichkeit des Horner und Waldviertler Kulturlebens werden.

Erich Rabl

Die Sonderausstellungen sind die kulturellen Hits

„Die Ausstellung ‚Zwischen Herren und Ackersleuten‘ brachte 14000 Besucher ins Höbarthmuseum“, freut sich Bgm. Karl Rauscher, zugleich Kulturreferent.

Die diesjährige Sonderausstellung steht unter dem Motto: „Eine Stadt und ihre Herren: Puchheim – Kurz – Hoyos“.

Weitere Schwerpunktvorhaben:

- In Zusammenarbeit mit der Stadtgemeinde Horn richtet der Waldviertler Heimatbund seine umfangreiche Bibliothek ein.
- In der Projektgruppe, die ein Konzept für den „Kulturpark Kamptal“ erstellt, wird mitgearbeitet.
- Im Vereinshaus wurden überregionale Tagungen und Seminare, Minizyklus von Jeunesse, Jazz-Brunch, Veranstaltungen der Arbeiterkammer (Operette, Musical), modernes Theater und zwölf Eigenveranstaltungen organisiert.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg 3. 5. 1991

Evangelische Pfarrgemeinde feierte Jubiläum

Mit einem Festgottesdienst feierte die Evangelische Pfarrgemeinde Horn ihr 25-Jahr-Jubiläum. Pfarrer Grünstäudl hatte dafür ganz spontan die Horner Stadtpfarrkirche zur Verfügung gestellt. Viele Katholiken und junge Gläubige feierten gemeinsam mit dem evangelischen Bischof Dr. Dieter Knall und Superintendent Mag. Helmut Santer.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg 13. 6. 1991

Krems

„Die Kunst 91“:

18 Galerien präsentieren sich in Krems

Vier Tage lang, vom 9. bis 12. März 1991, wird die Minoritenkirche in Krems/Stein zu einem Zentrum der Bildenden Kunst: Unter dem Titel „Die Kunst 91“ lädt der Verband Österreichischer Galerien moderner Kunst zum zweitenmal (nach 1989) ein. 18 teilnehmende Galerien zeigen in Einzelausstellungen vorwiegend Kunst der achziger und neunziger Jahre. Dazu kommen eine Sonderschau „Junge Kunst aus Montreal/Kanada“ und in der Krypta der Minoritenkirche die Ausstellung VIDEO der Blau-Gelben Galerie. Ein umfangreicher Katalog begleitet durch die Schau.

NÖ Landeskorrespondenz 3. 5. 1991

Monumentaler „Kindskopf“ in der Minoritenkirche: Helnwein-Ausstellung in Krems-Stein

Aus einem einzigen Monumentalgebäude besteht eine Ausstellung in der Minoritenkirche Krems-Stein, die am Samstag, 25. Mai, von Landesrat Liese Prokop eröffnet wurde: Einer der zur Zeit populärsten Maler, der aus Wien stammende und in Niederösterreich aufgewachsene Gottfried Helnwein, schuf das Gemälde „Kindskopf“ (600×420 Zentimeter), ein Ergebnis der wechselseitigen Beeinflussung großformatiger Fotografie und monochromer Malerei.

Die Leiden der Kinder, hervorgerufen durch Mißachtung und Mißhandlung durch die Erwachsenen, gehören zu den bevorzugten Themen Helnweins, die auch in dem Monumentalgemälde bewußt gemacht werden. Rund um dieses Bild sind Variationen des Themas „Kindkopf“, verfertigt durch die drei Kinder des Malers, gruppiert, wodurch die reiche Kreativität von Kindern sichtbar gemacht wird.

NÖ Landeskorespondenz 27. 5. 1991

Wieder Sommertheater in Krems Komödienfestspiele ab 27. Juni

Krems hat wieder ein eigenes Sommertheater. Die „Komödienfestspiele Krems“ eröffnen mit der Premiere von „Kabalen und Lieben“ von Adolf Bäuerle am 27. Juni im Innenhof der Dominikanerkirche ihre erste Spielzeit.

Mit dieser Parodie auf Schillers „Kabale und Liebe“ soll ebenso wie im Biedermeier auf politische und gesellschaftliche Mißstände aufmerksam gemacht werden.

Prominente Mitwirkende sind Elisabeth Osterberger und Franz Suhrada; die musikalische Leitung hat Gerhard Stein.

NÖ Landeskorespondenz 5. 6. 1991

Wachauer Theaterfestival in Krems: US-Tanztheater zur Premiere

Das Wachauer Theaterfestival in Krems beginnt am 14. Juni und wartet gleich zur Premiere mit einer Sensation auf: Merce Cunningham tritt mit seinen Tänzern auf. Cunningham ist gemeinsam mit seiner Lehrerin Martha Graham Begründer des modernen Tanzes in den USA und hat mit seiner Tanzkompanie und über 100 Choreographien weltweit Furore gemacht. Das Tanzereignis in Krems unter dem Titel „Movements in time and space“ ist auf den Aufführungsort zugeschnitten und zielt auf reine Bewegung, die Loslösung des Tanzes von der Musik sowie auf die Verbindung der Bewegung mit Raum und Zeit hin.

Ferner gastiert das Ensemble „Gosh“ mit einem Rock-Zirkus, und im Stadtpark Krems gastiert das „Bread & Puppet Theater“ aus den USA.

NÖ Landeskorespondenz 10. 6. 1991

Langschlag

Frühlingskonzert mit vielen Höhepunkten

Zu einem kulturellen Höhepunkt besonderer Art wurde das heurige Frühlingskonzert, welches traditionell am Pfingstsonntag stattfindet. Das Blasorchester unter Karl Ziegler und die Chorgemeinschaft unter der Leitung von Erwin Wallner errangen großen Beifall.

Gleich zu Beginn wurde eine anspruchsvolle Melodienfolge aus Verdi-Opern gegeben, und ein weiterer Höhepunkt war ein Solostück für Flöten mit den großartigen Solistinnen Anita Wenigwieser und Michaela Breyer.

Eine beschwingte „Schlittenfahrt“ Mozarts, ein „Posaunenglanz“ mit den Solisten Martin Steinger, Harald Hietler und Andreas Helmreich und andere Stücke rundeten das vorbildlich ausgewählte und intonierte Programm der Trachtenkapelle ab.

Ganz auf Mozart eingestellt war die Chorgemeinschaft. Zu einem Höhepunkt wurde „Leise erklingen Glocken der Liebe“ mit Andrea Wallner als Solistin und Siegfried Schübl als Begleiter. Bei einem Stück aus der „Zauberflöte“ stellte Gerhard Pollak seinen schönen Tenor unter Beweis, und für den stimmungsreichen Abschluß sorgte das Doppelquartett der Männer.

Othmar K. M. Zaubek, Neue NÖN/Zwettler Zeitung 31. 5. 1991

Leiben

Traktorveteranen-Museum im Keller von Schloß Leiben

Die sanierten Kellerräumlichkeiten des Schlosses Leiben werden zu einem Traktorveteranen-Museum umgebaut. Die Exponate stammen großteils aus der privaten Sammlung von Martin Traunsitz.

Im Museum sollen 25 bis 30 Jahre alte Traktoren ausgestellt werden, die einen Überblick über die Entwicklung, vom Gasmotor über Dampfmaschinen bis hin zu Verbrennungsmotoren, geben sollen. Die Fa. Steyr wird in der sog. „Steyr-Ecke“ ihre historischen Modelle präsentieren.

Neue NÖN/Melker Zeitung 14. 5. 1991

Litschau

Räume tragen die Namen von Waldviertler Künstlern

Das neue Seminar- und Konferenzzentrum im Feriendorf „Rogner's Königsleiten“ ist am 14. April von Staatssekretär Stummvoll eröffnet worden.

Das Seminarzentrum bietet eine ideale Kombination zwischen geistiger Rege, hohem Erholungswert und aktiven sportlichen Möglichkeiten. Es ist auch als Multifunktionszentrum verwendbar, worin Familien- und Firmenfeiern, Ausstellungen und Vernissagen abgehalten werden können.

Benannt wurden die einzelnen Räume nach Waldviertler Künstlern; sie sind auch mit den entsprechenden Bildern der jeweiligen Künstler ausgestattet.

Neue NÖN 18. 4. 1991

Münzfund bei Renovierung

Am 10. Juni wurden bei der Fassadenrenovierung des Pfarramtes alte Münzen gefunden. Dr. Franz Bruckner hatte in der Pfarrchronik entdeckt, daß am 4. November 1838 bei der Grundsteinlegung des Pfarrhofes Münzen und alte Urkunden im Mauerwerk deponiert worden waren. Aufgrund dieses Hinweises wurde an der rechten Pfarrhoffassade nachgegraben und letztlich eine ausgemauerte Nische entdeckt. In dieser Mauernische waren zehn Münzen in zerschlossenem Papier eingewickelt.

Neue NÖN 20. 6. 1991

Luberegg/Emmersdorf

„Kaiser Franz und seine Zeit“ — Museum im Schloß Luberegg

Das Schloß Luberegg, auf der nördlichen Donauseite, gegenüber Melk, wurde aus dem Dornröschenschlaf erweckt. Kaiser Franz I.(II.) hatte dieses Baujuwel als Sommersitz genutzt. Jetzt wurde in den renovierten Räumen die ständige Ausstellung „Kaiser Franz und seine Zeit“ eröffnet.

In Luberegg werden in 16 Räumen neben der Entwicklung von Kaiser Franz auch die Zeit der Französischen Revolution, Napoleons Aufstieg und Fall, das Ende des Heiligen Römischen Reiches, der Wiener Kongreß, die Biedermeierzeit und die Zeit bis zur Revolution von 1848 dokumentiert.

Karl Lahmer, Neue NÖN/Melker Zeitung 18. 6. 1991

65 Exponate von Hermann Härtel in der BH-Galerie ausgestellt

Landtagspräsident Romeder eröffnete am 22. April in der Galerie der Bezirkshauptmannschaft die Ausstellung von 65 Aquarellen und Zeichnungen sowie grafischen Werken des 1943 in Klosterneuburg geborenen Künstlers Hermann Härtel. Der Künstler ist kein Unbekannter mehr; er beteiligte sich bereits an vielen in- und ausländischen Ausstellungen. *Neue NÖN/Melker Zeitung 30. 4. 1991*

„Alter Herr“ im neuen Glanz — Kolomanisaal ist restauriert

Abt und Konvent hatten nach Abschluß der zweijährigen Restaurierungsarbeiten den Kolomanisaal in neuem Glanz und Licht vorgestellt.

Paul Troger hatte in diesem Saal vor rund 250 Jahren sein letztes Deckenfresko für Melk gemalt. Sicher nicht die letzte Darbietung im Kolomanisaal zeigte am 11. Mai der Oberstufenchor des Gymnasiums. Pater Martin Rotheneder hatte ein beeindruckendes Koloman-Lesenspiel geschrieben, das musikalisch von Thomas Foramitti umgesetzt wurde.

Zwischen den Festreden beglückte das Ensemble Continuo den „alten Herrn“ mit passender Barockmusik.

Derzeit wird an der Nordfassade gearbeitet. In den Jahren 1992/93 steht die Sanierung der Südfassade auf dem Programm. Die Restaurierung soll 1994 mit der Ostfassade und dem ersten Hof abgeschlossen werden.

Karl Lahmer, Neue NÖN/Melker Zeitung 14. 5. 1991

Stift Melk — Zentrum der Barockmusik Pfungstkonzerte mit internationaler Beteiligung

Mit einem besonderen Schwerpunkt präsentieren sich heuer die vom 18. bis 20. Mai stattfindenden Melker Pfungstkonzerte: Sie werden als „Barocktage“ mit internationaler Beteiligung in allen Räumlichkeiten des Stifts abgehalten. Auch der prachtvoll wiederhergestellte Kolomanisaal wird wieder in das Konzertgeschehen eingebunden.

Der Schwerpunkt „Barockmusik“ kommt sowohl beim Konzertprogramm als auch beim wissenschaftlichen Rahmenprogramm zum Tragen: Am Beginn der Pfungstkonzerte steht ein „Round-Table-Gespräch“ mit dem Titel „Barock heute“. Dabei werden Künstler, Musikwissenschaftler, Dirigenten, Komponisten und Kulturpolitiker der Frage nachgehen, welche Bedeutung die Barockmusik für den Menschen des 20. Jahrhunderts hat. Das Konzertprogramm umfaßt Händels „Messias“ in der Stiftskirche, Barockmusik aus Venedig, Melk und Wien, Tanzmusik am Wiener Kaiserhof und Kammermusik von Haydn und Mozart.

Weiters gibt es vom 5. bis 8. Juni ein Cembalo-Workshop, wobei auch Hersteller ihre Instrumente ausstellen und das Melker Stiftsarchiv seinen Bestand an Manuskripten zeigt.

NÖ Landeskorespondenz 14. 5. 1991

Backofen vom Wachberg — ein historisch bedeutender Fund

Der Kultur- und Museumsverein lud am 15. Juni zur Eröffnung der Ausstellung „Ausgrabungen am Wachberg“ ein. Im Museum der Stadtgemeinde Melk (in der Alten Post) sind bis zum 30. Juni die Exponate der „Wachbergkultur“ zu sehen.

Hermann Schwammenhöfer hat gemeinsam mit Kustos Anton Harrer und seinem Team an der Ausgrabungsstelle am Wachberg gearbeitet und den Backofen der Wachbergiedlung geborgen.

Im Wurzelwerk eines umgestürzten Baumes entdeckte 1989 der Archäologe jungsteinzeitliche Keramikreste, die ihn in seiner Ansicht bestärkten, daß es sich bei der Anlage um eine jungsteinzeitliche handelt.

Die Grabungsstelle erwies sich in den Folgemonaten als überaus interessant und fundreich. Am Ende der Grabungsperiode stieß das Team auf den bedeutenden Backofen.

Neue NÖN/Melker Zeitung 18. 6. 1991

„Figurale Zeichnungen“ von Bernhard Barek in BH-Galerie

Etwa 25 Zeichnungen figuraler Phantasie zeigt der 1951 in Hollabrunn geborene und als Lehrer am Bundesgymnasium Tulln wirkende Bernhard Barek bis Anfang September in der Galerie der Bezirkshauptmannschaft.

Bernhard Barek maturierte 1969 in Klosterneuburg und besuchte anschließend die Akademie der Bildenden Künste in Wien. Er erwarb 1975 das Diplom für Malerei der Klasse Prof. Anton Lehmden.

Der Künstler lebt in Klosterneuburg-Kierling und hat schon zahlreiche Einzelausstellungen gestaltet.

Neue NÖN/Melker Zeitung 25. 6. 1991

Moorbad Harbach

Kokoschka-Schüler Knapp zeigt Werke

Immer wieder bieten die Verantwortlichen der Kuranstalt sowohl ihren Gästen als auch der Bevölkerung der Gemeinde kulturelle Veranstaltungen. So auch jetzt mit der Ausstellung im Kurcafé, wo Werke eines Kokoschka-Freundes und -Schülers, Franz Knapp (75), zu sehen sind.

In zahlreichen Exponaten ist auch der Einfluß Kokoschkas zu erkennen. Gezeigt werden neben Aquarellen auch Holzschnitte, Zeichnungen und Radierungen, womit der Maler Franz Knapp seine umfangreiche Schaffenskraft bestens unter Beweis stellte.

Neue NÖN 9. (10.) 5. 1991

Niedernondorf

Niedernondorf plant zum Jubiläum ideelle und sichtbare Dorferneuerung

Die urkundlich erstmalige Erwähnung der Ortes Niedernondorf im Jahr 1292 will die Bevölkerung mit Dr. Jan Sadlon, Dr. Raimondo Thurn-Valsassina und Dipl.-Ing. Karl Steindl an der Spitze zum Anlaß für eine ideelle und sichtbare Dorferneuerung nehmen.

Die Ziele des neuen, am 23. November 1990 gegründeten „Dorferneuerungs- und Fremdenverkehrsvereines Niedernondorf“ bis zur 700-Jahr-Feier im Herbst 1992 sind: Ortsbildpflege mit Rekonstruktion des Ortszentrums durch mehr Grünflächen und Blumenschmuck, Neugestaltung des Dorfbrunnens und Installierung neuer Beleuchtungskörper.

Zum Jubiläumfest im Herbst 1992 wird eine Festschrift erscheinen.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung 11. 4. 1991

Niederösterreich

NÖ Institut für Landeskunde Groß-Bibliographie in Vorbereitung

Das große Forschungsprojekt des NÖ Instituts für Landeskunde, die „Bibliographie und Dokumentation des wissenschaftlichen Schrifttums zur Landeskunde von NÖ“, macht gute Fortschritte; im Juni soll ein erster Teil der Bibliographie als Buch vorgestellt werden.

Der Leiter des Instituts, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Helmuth Feigl, berichtete in der Kuratoriumssitzung vom 17. April über die Bibliographie, daß in Zusammenarbeit mit dem Institut für maschinelle Dokumentation bei der Forschungsgesellschaft Joanneum in Graz ein EDV-Programm fertiggestellt wurde. Es ermöglicht, die einzelnen Titel wissenschaftlicher Abhandlungen für spezielle Teilgebiete rasch aufzufinden und Bibliographien mit automatisch hergestellten Autoren-, Personen-, Orts- und Sachregistern zu drucken. Insgesamt wurden bisher rund 50000 Titel auf Karteikarten erfaßt sowie 10000 Titel in den Personalcomputer und 6500 Titel in die Großrechenanlage des Bundeslandes NÖ eingegeben.

In der Reihe „Studien und Forschungen aus dem NÖ Institut für Landeskunde“ sind seit der letzten Kuratoriumssitzung drei Bände erschienen, „Die bayerischen Hochstifte und Klöster in der Geschichte Niederösterreichs“, „Versuche und Ansätze zur Industrialisierung des Waldviertels“ und „Probleme des NÖ Weinbaues in Vergangenheit und Gegenwart“. Weitere Bände sind in Vorbereitung, darunter eine Abhandlung von Monika Prüller über das ehemalige Karmeliterinnenkloster in St. Pölten als Beitrag zur Geschichte der Landeshauptstadt. Das Kuratorium beschloß weiters, die von Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung angeregten und jahrelang geleiteten Forschungen über niederösterreichische Flurnamen zu unterstützen und eine von Univ.-Prof. Dr. Gustav Otruba gestaltete Edition der älteren Handwerksordnungen von NÖ herauszugeben. *NÖ Landeskorespondenz 18. 4. 1991*

Ottenschlag

Chor aus Ottenschlag errang in Verona einen großen Erfolg

Einen Silberpokal und den Sonderpreis der Jury für das beste Programm des ganzen Wettbewerbs konnte der Gemischte Chor der Turn- und Sportunion Ottenschlag beim 3. Internationalen Chorfestival in Verona erringen. Mit diesem großen Erfolg wurden alle Erwartungen bei weitem übertroffen.

Das von „Maestro“ Hörth und „Presidente“ Hackl zusammengestellte Programm fand bei der Jury größten Anklang und wurde mit dem Sonderpreis ausgezeichnet. Es umfaßte Chorwerke verschiedenster Art aus sechs Jahrhunderten. Der große Einsatz des Chorleiters, des Sektionsleiters und aller Chormitglieder wurde mit diesem Erfolg belohnt. *Neue NÖN/Zwettler Zeitung 18. 4. 1991*

Ottenstein

Neuer Besucherrekord bei der Kunst- und Antiquitätenmesse

Einen neuerlichen Besucherrekord gab es bei der Waldviertler Kunst- und Antiquitätenmesse, die — wieder wesentlich vergrößert — über Pfingsten im Schloß Ottenstein stattfand, und zwar bereits zum fünften Mal. Über 4000 Interessierte waren gekommen.

Über 40 Künstler, Händler und Galerien gaben auf 1000 Quadratmetern Ausstellungsfläche — das Schloß Ottenstein bietet ein hervorragendes Ambiente für diese Veranstaltung — einen Einblick in ihre Arbeit. Bereits bewährt hat sich die „lebende Graphikwerkstätte, die heuer zum zweiten Mal eingerichtet worden war. Eine wesentliche Bereicherung der Messe stellte aber auch die Zusatzausstellung „Handwerkskunst unserer Zeit“ dar.

Brigitte Lassmann, Neue NÖN/Zwettler Zeitung 23. 5. 1991

Pöchlarn

Kokoschka-Lithographien in Pöchlarn Gesamtkatalog in Vorbereitung

Im Geburtshaus des Künstlers in Pöchlarn bietet die Oskar Kokoschka — Dokumentation heuer wieder eine ganz besondere Ausstellung: Vom 9. Mai bis 29. September wird die Ausstellung „Oskar

Kokoschka — Saul und David“ gezeigt. Die Lithographien-Folge ist in den Jahren 1966 bis 1968 entstanden. Besonders faszinierend ist eine Gegenüberstellung von Entwurfszeichnungen mit den Lithographien. „Saul und David“ zählt zu den bedeutendsten Alterswerken des 1980 verstorbenen Künstlers.

Im März 1991 hat die Kokoschka-Dokumentation Pöchlarn gemeinsam mit der Graphischen Sammlung Albertina in Wien die Herausgabe des Oeuvre-Katalogs sämtlicher Zeichnungen und Aquarelle Kokoschkas begonnen. Dieser Katalog soll in den nächsten Jahren in mehreren Bänden publiziert werden.

NÖ Landeskorespondenz 25. 4. 1991

Pöggstall

Barockkonzert und Sonderausstellung des Museumsvereins

Der Museumsverein Pöggstall veranstaltete am 26. April 1991 eine Stunde mit „Musik und Literatur aus der Barockzeit“ bei Kerzenschein im Kaisersaal des Schlosses Rogendorf in Pöggstall. Die Musik — ausgezeichnet dargeboten von Prof. Dr. Anton Gansberger am Spinett, Gertraud Rabl, Sopran, und dem Vokal-Ensemble „ad libitum“ aus Loosdorf — und die von HOL Franz Peter Plener vorgetragene Barockliteratur waren ein echtes Erlebnis für die zahlreichen Besucher.

Im Anschluß an das Barockkonzert eröffnete der Obmann des Museumsvereins, OFR Dipl. Ing. Ernst Schöbl, die von Herbert Neidhart gestaltete Sonderausstellung des Museumsvereins „Die Rogendorfer — Herren von Pöggstall 1478-1601“. Die frei zugängliche Sonderausstellung, vom Innenhof des Schlosses aus über die Wendeltreppe zu erreichen, ist ein Versuch, die Zeit der Rogendorfer in Pöggstall und ihr Wirken durch Texte und Bilder für Gäste und Einheimische darzustellen.

Herbert Neidhart

Sonderausstellung „Menschen im Abseits — Henker und ihre Knechte“

Seit der Eröffnung des „Museums für Rechtsgeschichte“ im Jahr 1988 im Rondell des Schlosses Rogendorf in Pöggstall werden im Erdgeschoß des Rondells auch Sonderausstellungen zu verschiedenen Themen gezeigt. Nach der Behandlung der Thematik „Folter heute“ (Amnesty International) im Jahr 1988 und der „Wilderer-Ausstellung“ 1989/90 hat die heurige Sonderausstellung das Thema „Menschen im Abseits — Henker und ihre Knechte“. Die Ausstellung handelt vom Beruf der Henker und ihrer Knechte, ihrer Lebensweise und Stellung in der Gesellschaft.

Herbert Neidhart

Pürbach

Nördlichstes Theater Österreichs: Fünfte Saison im Festspielhof Pürbach

Beachtliche kulturelle Aktivität im nördlichen Waldviertel: In vier Saisonen seit 1987 gab es im Festspielhof Pürbach bereits mehr als 25 000 Besucher. Am 28. Mai öffnet dieses in seiner Art einzige und jedenfalls nördlichste Theater Österreichs wieder seine Tore. Die Programmviefalt ist nahezu unglaublich: 276 Künstler aus Deutschland, der ČSFR und Österreich, aber auch aus Brasilien, Senegal und Australien bieten in diesem adaptierten Bauernhof 71 verschiedene Veranstaltungen.

Als Eigenproduktion mit Top-Besetzung wird ab 17. Juli zwanzigmal Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung“ aufgeführt. Wiederaufgenommen ab 5. Juni wird „Shirley Valentine“.

Die Palette des Dargebotenen reicht von Lesungen mit H. C. Artmann und Ernst Jandl über Kabarett mit Josef Hader bis zu Gastspielen des Renaissancetheaters Berlin, des Schwarzen Theaters Prag und des Ensembletheaters Wien.

NÖ Landeskorespondenz 23. 4. 1991

Raabs

Erstmals erhielt ein Waldviertler die zweite Dirigentennadel in Gold

Eine Auszeichnung ganz besonderer Art wurde dieser Tage dem Leiter der Jugendkapelle der Stadt Raabs zuteil: Musikdirektor F. X. Weigerstorfer wurde die Dirigentennadel in Gold vom NÖ Blasmusikverband zugesprochen.

Dieses Ehrenzeichen wurde ihm aufgrund der Tatsache verliehen, daß er mit der Jugendkapelle Raabs in ununterbrochener Reihenfolge zur Konzertmusikbewertung angetreten ist und während dieser Zeit neunmal einen Ausgezeichneten Erfolg erzielt hat.

Erstmals im Waldviertel hat damit ein Kapellmeister eine zweite Dirigentennadel in Gold verliehen bekommen. F. X. Weigerstorfer besitzt sie bereits für neunmalige Auszeichnung mit der Stadtkapelle Raabs.

Neue NÖN 18. 4. 1991

Die Sänger boten wieder ein interessantes Programm

Der Vereinsvorstand und Obmann des Gemischten Chores, HOL Wolfgang Tiller, konnte am 8. Juni im bis zum letzten Platz besetzten Rittersaal der Burg Raabs neben vielen Ehrengästen auch zahlreiche Abordnungen der Chöre aus der Umgebung begrüßen.

Der erste Teil des Konzerts war W. A. Mozart gewidmet, wobei Klavierschüler der Klasse Loskott in Kleidung aus der Zeit Mozarts kleine Klavierstücke zu Gehör brachten.

Als Solistin des „Cherubim“ war Liselotte Tiller zu hören. Das köstliche Lied „Warnung“ gaben Inge Dallamaßl und Elfriede Zwickl zum besten.

Das Ende des ersten Teils und der Beginn des zweiten wurde vom „Waldviertler Lehrerquartett“ gestaltet.

Neue NÖN 18. 4. 1991

Rappottenstein

Ein gelungenes Osterkonzert

Am Ostersonntag, dem 31. März, hatte die Musikkapelle Rappottenstein ihren ersten Großauftritt beim Osterkonzert in der Aula der Hauptschule.

Das dargebotene musikalische Programm war sehr ansprechend: Neben gewohnten Stücken (Marsch, Polka) wurde auch ein Potpourri von bekannten Tangomelodien, Dixieland und Rhapsodien gespielt. Höhepunkt war sicherlich ein Trompetensolo von Willi Hahn aus Kirchbach.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung 11. 4. 1991

Rosenburg

Ausstellung und Falknerei

Die Rosenberg, im Vorjahr Schauplatz einer überaus erfolgreichen Landesausstellung („Adel im Wandel“), zeigt ab dem 22. Juni eine neue Ausstellung und präsentiert gleichzeitig, wie schon im Vorjahr, Falknerei und Greifvogelkunde.

Die jetzt gezeigte Ausstellung trägt den Titel „Adeliges Landleben 1500 bis 1800“ und präsentiert folgende Bereiche: Reformation und Gegenreformation mit Kirchen- und Schloßbau, Grundherrschaft und Grundherren, Geschichte der Rosenberg, die Besitzerfamilie Hoyos, Festkultur, Mode 1500-1700.

Neu eröffnet wird heuer eine museale Darstellung, die Verständnis für Greifvogelkunde und -schutz wecken soll.

NÖ Landeskorespondenz 19. 6. 1991

Schrems

Die Singgemeinschaft bot ein erlesenes Programm

Im Rahmen des Abschlusses der Partnerschaft zwischen der Schremser Singgemeinschaft und dem gemischten Chor „Peslav-Ozvena“ aus Třeboň-Chlum kam es am 8. Juni zum Konzert des tschechischen Chores in Schrems.

Den ersten Teil bestritt die Singgemeinschaft Schrems, die unter der Leitung von Chorleiter Schebesta ein erlesenes Programm von alten Meistern über Romantiker bis zu Mozart bot. Begleitet wurde die Singgemeinschaft von Gerda Klampfer am Klavier und einer Streichergruppe. Weiters wirkten mit Heinz Kreuter (Flöte), Kurt Spießmeiner sen. und jun., Karl Maier und Heinz Kreuter (Holzbläser).

Im zweiten Teil des Programms trat der tschechische Chor aus Chlum unter der Leitung von Jaroslav Masopust auf, Klavierbegleitung Alena Svecova. Die ČSFR-Sänger brachten einige internationale Volkslieder sowie Chöre von bekannten tschechischen Komponisten, u. a. von Smetana und Dvořak. Besonders bemerkenswert waren die ausgezeichneten Solisten des Chores aus Chlum.

Neue NÖN 13. 6. 1991

Schweigergers

Großartiges Brückenfest

Mit einem umfangreichen kulturellen Programm und einem gemütlichen Brückenfest wurde am 30. Mai die neue 1. Brücke neben der Thayaquelle mit einer wunderschönen, vom Künstler Willi Engelmayer geschaffenen Brückenskulptur „Die Thaya — Rauschendes Wasser“, eine Nymphe in Marmor, ihrer Bestimmung übergeben.

Ein Platzkonzert der Jugendkapelle Schweigergers eröffnete den Reigen der kulturellen Veranstaltungen. Es folgten eine Reihe von Darbietungen, die sich auf die Thaya, den Dichter Robert Hamerling, der oft in Schweigergers Ruhe und Entspannung gefunden hatte, und auf die Natur bezogen.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung 6. 6. 1991

Thaya

Museum wurde schon von 13000 Menschen besucht

Vor zehn Jahren, anfangs Mai 1981, wurde das Heimatmuseum Thaya eröffnet und nimmt seither in der regionalen Kulturszene einen beachtenswerten Rang ein. Nach der Gründung des Kultur- und Museumsvereines Thaya ging man zielstrebig daran, u. a. die örtliche und regionale Heimatforschung im Rahmen eines Museums der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Im östlichen Teil des Wirtschaftsgebäudes in der Bahnhofstraße 1 fanden sich die notwendigen Räumlichkeiten, die nach entsprechender Adaptierung beste Voraussetzungen für ein Museum boten. Vor allem die wertvolle Bausubstanz des Hauses, die durch Jahrhunderte unverändert geblieben war, kam dem Museum sehr entgegen. Neben dem Überblick zur Geschichte von Markt und Pfarre Thaya anhand wertvoller Exponate und volkscundlicher Kostbarkeiten bestimmen u. a. die Dokumentationen zur archäologischen Grabung in Hard und zur einst bedeutsamen Hausweberei die inhaltlichen Schwerpunkte. Darüber hinaus werden in jährlichen Sonderausstellungen Spezifika der Orts- und Regionalgeschichte dargestellt.

Insgesamt haben seit 1981 rund 13000 Personen, darunter viele Ausländer, dieses Heimatmuseum besucht und dessen inhaltliche Vielfalt gelobt.

Friedrich Schadauer, Neue NÖN 9. 5. 1991

Bezirk Waidhofen

Musikbegeisterte Lehrer gründeten Vokalensemble

Für das kulturelle Geschehen in der Region ist mit der Gründung des Vokalensembles „Vox concertum“ eine beachtenswerte Aktivität gesetzt worden.

Dieses aus vier Pflichtschullehrern gebildete Ensemble — erst 1990 gegründet — trat beim Benefizkonzert in der Wehrkirche Kleinzwettl auf und gab einen Querschnitt durch das bereits erarbeitete Repertoire. Die hervorragende Leistung des Quartetts wurde mit starkem Beifall der zahlreichen Zuhörer bedankt.

Liselotte Tiller (Sopran), Christine Oppitz (Alt), Erich Datler (Tenor) und Wolfgang Eder (Baß), alles bestens geschulte Sänger, wollen geistliche und weltliche Chorkliteratur aus verschiedenen Stil-epochen möglichst authentisch wiedergeben, aber auch modernes Liedgut bis hin zum Spiritual pflegen und niveauvoll interpretieren.

Somit gibt es im Bezirk Waidhofen neben dem Kammerchor Albert Reiter und dem Volksmusikensemble Waidhofen ein weiteres leistungsfähiges Ensemble, das anspruchsvolle Musik gekonnt darbieten kann.

Friedrich Schadauer, Neue NÖN, 6. 6. 1991

Die Ortswüstungen weiter erforschen

Sehr beachtliche Initiativen im Bereich der mittelalter-archäologischen Forschung sind derzeit auf Bezirksebene festzustellen. Vor allem die Lokalisierung abgekommener Ortschaften — in der Fachsprache „Wüstungen“ genannt — steht dabei im Mittelpunkt des Interesses.

Das im Herbst des Vorjahres in Thaya abgehaltene Seminar über „Theorie und Praxis der Wüstungsforschung“ zeigt bereits beachtliche Erfolge. Dr. Kurt Bors, Wien, ein in der Thematik sehr engagierter Experte, hat selbst im Bezirk Waidhofen durch einige Jahre hindurch Grundlagenforschung über die Wüstungen betrieben und findet vermehrt Helfer, die sich in den Gemeinden dieser Sache erfolgreich annehmen.

Eine Zwischenbilanz am 14. Juni in Thaya machte dies deutlich. Laut einer von Dr. Bors erstellten Liste sind für den Bezirk Waidhofen etwa 80 Ortswüstungen namentlich zu nennen, von denen allerdings erst 20 eindeutig geortet werden konnten. Viel Forschungsarbeit wäre demnach noch zu leisten.

Friedrich Schadauer, Neue NÖN 20. 6. 1991

Waidhofen/Thaya, Telč

Erste grenzüberschreitende Ausstellung in Teltsch

In besonders freundschaftlicher Atmosphäre gestaltete sich die Eröffnung der grenzüberschreitenden Ausstellung „Telč — Waidhofen/Thaya — Damals und Jetzt“, die vom jeweiligen Museumsverein der beiden Städte durchgeführt und am Samstag, den 4. Mai 1991, eröffnet wurde.

Seit Herbst des vergangenen Jahres bestehen Kontakte zwischen den beiden Museumsvereinen, die schließlich zu dieser Gemeinschafts-Ausstellung geführt hat. Es dürfte sich dabei österreichweit um die erste derartige Zusammenarbeit zweier Museen handeln.

In einem historischen Raum des Telčer Schlosses wurde anhand von Schautafeln und Exponaten die Entwicklung der beiden Städte von der Zeit der Kolonialisierung bis herauf zur Gegenwart veranschaulicht.

Eduard Führer 13. 5. 1991

Im Folkkeller war beste Stimmung

Ein Konzert der ganz besonderen Güteklasse gab am vergangenen Wochenende die durch Auftritte beim alljährlichen Musikfest und im Wolf's Keller bestens bekannte Formation von Lakis & Achwach.

Die 1985 gegründete Band ist ein bunter Querschnitt durch Österreich, Griechenland, die Türkei und Kurdistan, woher die Mitglieder stammen. Dargeboten wurden levantinische Lieder und Rembetiko, der in den 20er Jahren in den Slums von Athen als „Blues“ der griechisch-türkischen Bevölkerung entstand.

Neue NÖN 23. 5. 1991

Aquarelle von Arnulf Neuwirth im Heimatmuseum Waidhofen

Im Museum in der Schadekgasse wurde am 17. Mai eine Ausstellung von Aquarellen von Professor Arnulf Neuwirth eröffnet. Bgm. OSR Maier gab einen Überblick über das Leben des Künstlers, ehe er zum heimatkundlichen Höhepunkt für die Stadt Waidhofen überleitete, zur Vorstellung des Bändchens „Waidhofen — Die Stadt, das Land, die Thaya“ mit Aquarellen und Skizzen von Prof. Arnulf Neuwirth und einem überaus informativen Text von Dir. Eduard Führer. Neben einem geschichtlichen Überblick gibt die Betrachtung wichtige Hinweise auf die Pfarrkirche, die Schulen und die wirtschaftliche Entwicklung. Erhältlich ist dieses Buch in der Sparkasse (Herr Ergott) zum Preis von 120 Schilling.

Neue NÖN 23. 5. 1991

40 Jahre Blasorchester Waidhofen: Informative Festschrift wurde herausgegeben

Anlässlich seines 40jährigen Bestandsjubiläums hat das Blasorchester Waidhofen eine 76 Seiten umfassende, reich bebilderte Festschrift herausgebracht.

Auf acht Seiten der Festschrift sind die wichtigsten Ereignisse in der Geschichte des Blasorchesters in Schlagworten angeführt und mit 26 Bildern illustriert.

Direktor Eduard Führer befaßt sich mit der Entwicklung der Blasmusik unter besonderer Berücksichtigung von Waidhofen/Thaya.

In dem Teil, der sich mit der Chronik befaßt, sind bis zu 100 Jahre alte Fotos zu bewundern.

Der wunderschöne Entwurf für den Umschlag stammt von Akad. Maler Professor Emil Jaksch, der ihn zudem kostenlos zur Verfügung stellte.

Neue NÖN 4. 7. 1991

Waidhofen/Thaya — Groß-Siegharts

Waldviertler Textilstraße: Einblick in Geschichte und Gegenwart der Weberei

Einen Einblick in Geschichte und Gegenwart sowie in die Arbeitswelt der Weberei bietet die Waldviertler Textilstraße. Moderne Betriebe der Textilproduktion und des Textildruckes sind ebenso zu sehen wie historische Techniken. Diese Textilstraße umfaßt auf einer Länge von 180 Kilometern 40 Stationen, die der Besucher im Rahmen einer Reiseroute besichtigen kann. Schwerpunkte sind das Webereimuseum in Waidhofen an der Thaya sowie die Textilmuseen in Groß-Siegharts und Weitra.

Diese drei Museen haben sich vor etwa zwei Jahren zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen und gemeinsam mit ihren Gemeinden und der ECO PLUS die Waldviertler Textilstraße organisiert. Zur Orientierung für die Besucher wurde von der Historikerin Dr. Andrea Komlosy auch ein entsprechender Reiseführer erstellt.

Die niederösterreichische Wirtschaft 7. 6. 1991

Waldviertel

Begegnung von Familien über die Grenzen hinweg

„Begegnung mit den Nachbarn aus dem Südmährischen Kreis, ČSFR“ ist der Titel eines internationalen Projekts, das vom 25. Mai bis 2. Juni 1991 vom NÖ Bildungs- und Heimatwerk durchgeführt wird. Das Hauptziel der Projektwoche liegt darin, daß Familien aus der Region Brunn mit niederösterreichischen Familien kooperieren und lernen.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg 16. 5. 1991

Waldpflegeprojekt stellt eine bemerkenswerte Initiative dar

Aus dem Waldviertel kommt eine bemerkenswerte Initiative zur Verbesserung des Waldzustandes: das Waldpflegeprojekt des „Waldviertel-Managements“ in Edelfhof. Sieben Personen, die an Mai

in vier Wochen zu „Waldpflegefacharbeitern“ ausgebildet werden, widmen sich dann gemeinsam mit einem Projektbetreuer der gesunden Waldentwicklung. *Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 11. 4. 1991*

11. August bis 8. September im Waldviertel: Kammermusik-Festival Austria 1991

Das Internationale Kammermusik-Festival Austria 1991 findet vom 11. August bis 8. September im Waldviertel statt und bietet wieder ein hochqualifiziertes und hochrangig besetztes Programm. Der künstlerische Leiter Bijan Khadem-Missagh konnte auch heuer wieder zahlreiche bekannte Ensembles und Solisten aus dem In- und Ausland verpflichten. Unter den Ensembles befinden sich die NÖ Tonkünstler, die New Yorker Kammermusiker, das Schlesische Kammerorchester sowie das Tonkünstler-Kammerorchester.

Eine eigene Sommerakademie mit Meisterkursen wird ebenso angeboten wie ein Kinder- und Familienprogramm. Spielorte des Festivals sind Stift Altenburg, Schloß Breitenreich, Stift Geras, das Palmenhaus Gmünd, Arkadenhof (Kunsthau) und Vereinshaus Horn, Schloß Ottenstein, Schloßtheater Weitra und Stift Zwettl.

NÖ Landeskorrespondenz 10. 5. 1991

Weitra

Haydns „Schöpfung“ in Kirche war ein einmaliges Erlebnis!

Zu einem richtigen musikalischen Erlebnis wurde die Aufführung von Haydns Schöpfung am 12. Mai in der Stadtpfarrkirche.

Ein wundervoll von den Solisten, aber auch von den beiden Kirchenchören Gmünd-Neustadt und Weitra sowie von dem Orchester gestalteter Abend wurde an diesem Muttertag geboten. Unter der Leitung von Christoph Maas agierten hervorragend neben den drei Klangkörpern als Solisten: Elisabeth Lamp (Sopran), Robert Brei (Tenor), Robert Florianschütz (Baß), Johann Vogl (Sopran) und Wolfgang Eder (Baß).

Neue NÖN 16. 5. 1991

Wien, Zwettl

26 Jahre Forschungsarbeit für große NÖ Ärztechronik

Fast 26 Jahre Forschungsarbeit ihres vormaligen Präsidenten Dr. Berthold Weinrich aus Zwettl präsentierte die NÖ Ärztekammer am 3. April, wofür das Land Niederösterreich den Marmorsaal in der Wiener Herrngasse zur Verfügung stellte: Die bisher einzige „Niederösterreichische Ärztechronik — Die Geschichte der Medizin und der Mediziner Niederösterreichs“ auf fast tausend Seiten und mit mehr als 1600 Fotos.

Eine Ahnung vom Umfang der Forschungsarbeiten bekamen die etwa hundert aufmerksamen Zuhörer während der Vorstellung des Werkes durch den Hauptautor, Dr. Weinrich: „Ich habe unzählige Archive durchstöbert, Pfarrämter besucht, unzählige Briefe geschrieben, von denen etwa tausend beantwortet wurden.“ Daß das Buch trotzdem nicht ganz vollständig ist, liegt in manchen Fällen daran, daß keine Antworten auf Anfragen eintrafen oder keine entsprechenden Unterlagen vorhanden sind.

Insgesamt wurden ein Zeitraum von siebenhundert Jahren bearbeitet und 30000 Personen erfaßt.

Dr. Weinrich vergaß auch nicht, seinem späteren Mitautor, dem ehemaligen Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Univ.-Prof. Dr. Plöckinger, und der NÖ Ärztekammer zu danken. Der Autor abschließend: „Mit dem Buch soll Vergangenes und Gegenwärtiges für die Zukunft erhalten werden.“

Neue NÖN/Zwettler Zeitung 18. 4. 1991

Buchbesprechungen

Helmfried Knoll, **Südböhmen — Südmähren — Preßburg. Wandern im Grenzland** (St. Pölten — Wien: Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1991) 156 Seiten, 12 Farbfotos, 39 Routenskizzen, 2 Karten im Vor- und Nachsatz, öS 248,—

Helmfried Knoll, Österreichs bekanntester Verfasser von Wanderbüchern (siehe auch Rezension in Heft 2/1990 dieser Zeitschrift), hat das Jahr 1990 genützt, um in der nun wieder freien Tschechoslowakei das Grenzgebiet zu Österreich vom Plöckenstein bis zum Thebener Kogel zu erwandern. 39 Wandertouren stellt er im vorliegenden Band vor.

Bei der Beschreibung der einzelnen Wandertouren folgt Knoll einem einheitlichen Schema, das die Planung erleichtert. Den Beginn bildet jeweils ein „Steckbrief“, in dem stichwortartig Gesamtlänge, Gehzeit, Gesamtsteigung sowie eine Kurzbeschreibung den Kernpunkt bilden. Auch Hinweise auf Unterkunfts- und Verpflegungsmöglichkeiten fehlen nicht. Sehr hilfreich sind die Hinweise auf den günstigsten Grenzübergang sowie mögliche Anreisemöglichkeiten mit der Eisenbahn. Am Ende jedes Steckbriefes stehen Verweise auf passendes Kartenmaterial.

Erst darauf folgt eine detaillierte Wegbeschreibung, in die wissenswerte Details aus Geschichte, Kultur und Natur unaufdringlich eingearbeitet sind. Alle topographischen Örtlichkeiten sind zweisprachig angeführt. Auch Details (etwa Seite 81: „Im letzten Haus vor dem Friedhof bekommt man den Schlüssel zur Kirche.“) wurden zahlreich eingestreut. Besonders günstig ist die bei jeder Wanderoute vorhandene Skizze, die die Wanderplanung und die Lektüre erleichtert.

Den gefälligen Band (zwölf Farbfotos lockern den Text angenehm auf) beschließen Hinweise auf geeignete Landkarten, Literaturhinweise sowie ein topographisches Register, das alle Namen in deutscher und tschechischer/slowakischer Sprache enthält.

Aus eigenen wenigen Wanderungen im südböhmisch/südmährischen Grenzland kann ich Knolls Angaben über die guten Markierungen, den geringen Autoverkehr usw. nur bestätigen. Helmfried Knolls Wanderführer ist daher rundum empfehlenswert — möge er im kommenden Herbst schon vielen Wanderern als Grundlage für kurze oder auch längere Routen dienen. 17 der 39 Wanderrouen nehmen übrigens von Waldviertler Grenzorten den Ausgang!

Harald Hitz

Johann Lang, **Klosterbruck und die Schulen des Thayabodens** (Maissau: Eigenverlag OSR Johann Lang 1991) 72 Seiten, viele SW-Fotos, öS 100,—

Der pensionierte Hauptschuldirektor von Ravelsbach, Johann Lang, geboren in Altschallersdorf bei Znaim und 1945 aus seiner Heimat in Südmähren ausgewiesen, möchte im vorliegenden Band eine Darstellung der ehemaligen deutschen Volksschulen des „Thayabodens“ (das ist das Gebiet der Pfarre Klosterbruck östlich von Znaim) bieten.

Auf den Seiten 5-14 findet man zwei Buchauszüge aus 1932 und 1933, worauf bis Seite 26 ein allgemeiner Überblick über das Schulwesen in Südmähren bis 1945 folgt. Darin spricht er auch den Konfliktstoff „Minderheitenschulgesetz“ (tschechische Minderheitenschulen im deutschsprachigen Gebiet ab 1920) an. Den Hauptteil bilden sodann Beschreibungen der ehemaligen Schulen in fünf Orten des Thayabodens. Lang stützte sich dabei nicht nur auf gedruckte Unterlagen, sondern konnte zum Teil auf Schulchroniken, andere ungedruckte Quellen und mündliche Befragungen ehemaliger Schüler/Schülerinnen zurückgreifen. Fast überall sind auch alle Lehrkräfte der Schulen aufgelistet, wobei die Volksschule Oblas-Neuschallersdorf besonders genau dargestellt wird.

Zahlreiche Abbildungen lockern die Texte auf, wobei die Gegenüberstellung alter Fotos mit dem heutigen Aussehen der Schulen gut gelungen erscheint.

Den Abschluß des Bändchens bildet ein dreiseitiger „Historischer Abriss 1918 - 1945“ der ehemaligen ČSFR und der deutschsprachigen Randgebiete, der der offiziellen Sichtweise der ehemaligen Südmährer folgt.

Johann Lang hat mit seinem Band ein Stück Geschichte für die Nachwelt erhalten, der Autor hofft selbst für die Zukunft „auf eine friedliche Entwicklung und eine gedeihliche Zusammenarbeit“ (Seite 68).

Harald Hitz

Bruder Wolfgang Amadeus Mozart. Katalog der 7. Sonderausstellung 1990/91 des österreichischen Freimaurermuseums in Schloß Rosenau bei Zwettl (Rosenau: Museumsverein Schloß Rosenau 1990) 81 Seiten, zahlreiche SW-Abbildungen, öS 85,—

Der vorliegende Katalog geht über die Erwartungen hinaus: Es werden interessante Fakten über Mozart im Jahr 1791 geboten, die nicht unmittelbar zum Thema „Mozart als Freimaurer“ gehören.

Natürlich wird in den Beiträgen, die dem eigentlichen Katalog vorangestellt sind, vorerst das Freimaurertum ausführlich behandelt. Da ist das Vorwort von Franz Hausner, dem Großmeister der Großloge von Österreich. Es gipfelt in einem ausführlichen Zitat aus einer „Maurerrede auf Mozarts Tod“. — Ferdinand Zörrer bietet in seinem Beitrag „Mozart und die Freimaurerei im 18. Jahrhundert“ einen Abriß der Entwicklung des Freimaurertums in Österreich ab 1717, der deutlich das Anwachsen der Bewegung und schließlich die Abnahme ab 1785 dokumentiert. Die Vielfalt an Logen in dieser Epoche verwirrt zwar vorerst, ist aber aus dem Zeitgeist durchaus verständlich. Dem Bruder Mozart ist hier nur wenig Raum gewidmet. — Der Beitrag „Mozarts Freimaurer-Kompositionen“ von Rudolf Klein beschreibt die sechs abgeschlossenen Freimaurer-Kompositionen Mozarts sowie einige Werke, die diesen Kreis „tangential“ berühren.

Die beiden folgenden Artikel enthalten nun eine Reihe von Informationen, die den Katalog über seine Nützlichkeit als Ausstellungskatalog hinaus zu einem relevanten Stück Fachliteratur für den Mozartfreund machen. Da ist vorerst der Beitrag von Bernd Gallob „Schwanengesang oder Hymnus freimaurerischer Aufklärung? — Gedanken zu Mozarts ‚Zauberflöte‘. Legenden und Wirklichkeit — Eine kritische Betrachtung.“ Eine Fülle von Thesen zu Entstehung und Interpretation der Oper wird angeführt und zum Teil verworfen. In Gallobs Darstellung bleibt die Oper eine künstlerische Ausformung des Freimaurertums, was nicht unwidersprochen bleiben kann, weil sie einige menschliche Schwächen des Sarastro unterbewertet und die Welt des Papageno nahezu übersieht. — „Mozarts Tod“ heißt der Beitrag von Rudolf Klein. Er versucht eine Zusammenfassung aller mehr oder weniger skurrilen Theorien über das Ableben des Komponisten. Nur kurz ist von den möglichen „natürlichen“ Todesursachen die Rede, dann wird vor allem auf die nicht verstummen wollenden Mordtheorien eingegangen. Die häufigsten „Verdächtigen“ sind laut Rudolf Klein Salieri und die Freimaurer. Es ist sehr interessant, was hier vor allem zu letzterem Verdacht gesagt wird. Sollte jemand an Mozarts intensivem Engagement im Freimaurertum gezweifelt haben — was nach kritischem Anhören der „Zauberflöte“ zumindest erklärbar wäre —, so ist auch hier ein Ansatzpunkt zu finden. Natürlich ist auch der Entstehung des „Requiems“ entsprechend Raum gewidmet, wobei einige neue Informationen zu finden sein könnten. Durchaus nützliche Klarstellungen bietet schließlich der letzte Absatz über Mozarts Begräbnis und Grabstätte.

Es folgen eine „Auswahlbiographie“, deren Schwerpunkt eher beim Freimaurertum liegt, sodann Abbildungen und der Ausstellungskatalog.

Herbert Lazarus

Wilma und Franz Prinz, **Wolfgang Amadeus Mozart. Mensch, Musiker, Freimaurer.** Zur 200. Wiederkehr seines Todesjahres dokumentiert mit Auszügen aus zeitgenössischen Briefen (Salzburg: Verlag Prinz/Rösinger o. J.) 81 Seiten mit zahlreichen SW-Zeichnungen von Sigurd Rösinger, Bestelladresse: Wilma Prinz, Mozartstraße 7, 3910 Zwettl, öS 130,—

Es ist mutig, 1991 noch ein Buch über Mozart herauszubringen. Es ist besonders mutig, Mozarts Leben und Werk auf nur 61 Seiten darzustellen und dabei noch viel Raum für Zeichnungen und Briefzitate zu lassen. Doch gerade darin mag die Stärke dieses Büchleins liegen, das eine sehr knappe Dar-

stellung von Mozarts Leben und Schaffen bietet. Von den alten Klischees ist nicht viel geblieben: Zwar lautet die erste Überschrift „Ein Wunderkind wird geboren“, doch die Darstellung der Kindheit und Jugend Mozarts zeigt eher den Menschen als das Wunder, eher den Buben und den jungen Mann als den Virtuosen, der neben einem dominanten Vater seine Persönlichkeit zu finden sucht. Wie ein roter Faden zieht sich durch das Buch Mozarts Bemühen um eine Anstellung, die ihn aber nicht in die Abhängigkeit bringen sollte, welche er aus seiner Salzburger Zeit kannte und verabscheute. Die Verfasser teilen immer wieder mit, was Mozart mit Konzerten und Werken verdient hat — und rechnen die Beträge in heutige Werte um — sodaß der klare Eindruck entsteht, Mozart hätte als freischaffender Künstler recht gut leben können. Daß es dennoch Geldprobleme gab, lag an Constanze und Wolfgang...

Ein eigenes Kapitel wird dem Freimaurertum gewidmet, und natürlich nimmt das Jahr 1791 breiten Raum ein. Der Anhang bietet eine Kurzbiographie, „Die alten Pflichten eines Frei-Maurers“, „Symbolische Zeichen der Freimaurerei“ sowie ein Literatur- und ein Werkverzeichnis.

Das vorliegende Buch stellt sicher keine notwendige Ergänzung einer Fachbibliothek dar, doch es ist eine kurze und prägnante Monographie, wie man sie Schülern oder musikalischen Laien in die Hand geben sollte. Der Titel verheißt zwar eine Darstellung von „Mensch — Musiker — Freimaurer“, aber dankenswerterweise steht der Mensch im Vordergrund. — Die mitgelieferte „Druckfehlerberichtigung“ zeigt leider nicht alle Druckfehler auf, einige Drucksatzfehler mindern den Wert des Buches vor den Augen eines Kritikers. Dennoch: Das Büchlein gehört in jede Schulbibliothek und ist auch als sinnvolles Mitbringsel für Musikfreunde zu empfehlen.

Herbert Lazarus

Berndt Anwander / Cordula Loidl-Reisch, **Kellergassen in Österreich**. Ein Führer zu 325 Orten in den Weinbaugebieten. (Wien: Falter Verlag 1989) 352 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Kartenskizzen, öS 280,—

Dieses Buch soll ein Führer in die oft jahrhundertealten, weite Teile der Weinlandschaft prägenden Kellergassen sein und ist nicht nur für Weintrinker und Weinkenner, sondern auch für jene gedacht, die gerne fotografieren und an Architektur interessiert sind.

Im ersten Teil des Buches sind Gedanken von Cordula Loidl-Reisch, Johann Kräfner, Hans Traxler, Christa Kattirs, Manfred Pregartbauer und Hermann Nitsch zur landschaftlich-topographischen Genese, zur Baugeschichte, Symbolik, Funktion und Bedeutung von Weinkeller und Kellergasse für den Weinbau sowie einige für den Besucher wichtige Hinweise zur Weinkost in der Kellergasse vereinigt. Im zweiten Teil erfolgt die regionsweise Beschreibung der Kellergassen hauptsächlich in Niederösterreich, doch sind der Vollständigkeit halber abschließend auch einige Seiten dem Burgenland und der Steiermark gewidmet. Berechtigterweise wäre aus diesem Grunde der Buchtitel „Kellergassen in Niederösterreich“ zutreffender gewesen, wovon tatsächlich eine Fülle aufgezeigt wird. Die vielen Ortschaften beigefügten Kartenskizzen geben die einzelnen Keller und Gassen ganz vortrefflich wieder, doch stimmt bei manchen, dem Rezensenten vertrauten Orten, wie Straning, Grafenberg, Maissau, die Anzahl der tatsächlichen und in der Skizze vorhandenen Kellergassen mit der im Begleittext beschriebenen nicht überein. Wie die Verfasser selbst schreiben, erfolgten die Beurteilungen der einzelnen Kellergassen aufgrund subjektiver Einschätzung der Autoren, und so ist es bei dieser aufgezeigten Fülle von Kellergassen einerseits und dem vorhandenen Platz im Buch andererseits sicherlich schwer möglich, tatsächlich alle Kellergassen anzuführen. Etwas störend wirken auch die Werbeeinschaltungen, welche dieses aufwendig und repräsentativ gestaltete Buch sicherlich nicht notwendig hätte.

Alles in allem eine beachtliche Leistung, welche die Autoren bei der Erfassung der weit über neunhundert Kellergassen vollbracht haben, für alle, die Wein nicht nur trinken, sondern auch wissen möchten, wo und in welcher Umgebung er produziert wird, zur vollen Reife gelangt und gelagert wird.

Burghard Gaspar

Berthold Weinrich, **Niederösterreichische Ärztechronik**. Geschichte der Medizin und der Mediziner Niederösterreichs. Unter Mitarbeit von Erwin Plöckinger (Wien: Verlag Oswald Möbius 1990) 959 Seiten mit 1 Farb- und zahlreiche Schwarzweißabbildungen, öS 1490,—

Hinter dem Titel „Niederösterreichische Ärztechronik“ steckt im wesentlichen ein umfangreiches, rund 15000 Kurzbiographien umfassendes biographisches Lexikon. Dem Verfasser, Dr. Berthold Weinrich, selbst praktischer Arzt und langjähriger Präsident der Niederösterreichischen Ärztekammer, diente die 1962 erschienene „Oberösterreichische Ärztechronik“ von Edmund Guggenberger als Vorbild. Seit seinem 15. Lebensjahr hatte sich Weinrich der Familienforschung verschrieben; den Anstoß, eine Niederösterreichische Ärztechronik zu verfassen, gab ihm sein seinerzeitiger Englischlehrer an der Bundeserziehungsanstalt Traiskirchen, Dr. Max Neweklowsky. Für den allgemeinen geschichtlichen Teil konnte Dr. Weinrich ab Anfang der achtziger Jahre Univ.-Prof. Erwin Plöckinger gewinnen. Plöckinger, eigentlich Techniker und später Präsident der Akademie der Wissenschaften, beschäftigt sich ebenfalls seit langer Zeit mit Familienforschung.

Im ersten Abschnitt „Die Entwicklung des Gesundheitswesens in Niederösterreich seit dem ausgehenden Mittelalter“ (S. 30-104) skizziert Erwin Plöckinger die Entwicklung des ärztlichen Standes vom Bader über den Wundarzt oder Chirurgen bis zum promovierten Doktor der gesamten Heilkunde. Im Mittelpunkt seiner Darstellung stehen Organisationsformen und Vorschriften, beginnend mit der wohl ältesten Zutftordnung der Bader in Niederösterreich (Wiener Neustadt, 1476), die im vollen Wortlaut abgedruckt werden. Die handwerkliche Ausbildung der Bader und Wundärzte blieb bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts bestehen, von 1770 bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete das „Sanitäts-Haupt-Normativ“ Maria Theresias die Grundlage für die staatliche Aufsicht über das Gesundheitswesen. Das „Reichssanitätsgesetz“ von 1870 schließlich schrieb die Ausbildung aller Ärzte an den Universitäten gesetzlich vor. Die im Gesundheitswesen Tätigen waren seit dem Mittelalter in den Baderzünften organisiert, die später von den Chirurgischen Gremien und im 19. Jahrhundert von den neugegründeten Ärztekammern abgelöst wurden.

Es folgt, ebenfalls von Erwin Plöckinger verfaßt, eine Beschreibung der „Allgemeinen öffentlichen Krankenanstalten, Sonderheilanstalten, Rehabilitationszentren, Genesungs- und Pflegeheime sowie Sanatorien und sonstigen Krankenanstalten in Niederösterreich“ (S. 105-229). Die meisten Städte hatten ein Bürgerspital, die heutigen Krankenhäuser sind in den Waldviertler und Wachauer Städten Allentsteig, Eggenburg, Gmünd, Horn, Krems, Melk, Waidhofen an der Thaya und Zwettl im 19. Jahrhundert entstanden. Sonderkrankenanstalten bestehen im Waldviertel und in der Wachau in Groß-Gerungs (Rehabilitationszentrum für Herz- und Kreislaufkrankungen), Krems-Stein (Anstaltsspital der Strafvollzugsanstalt) und Harbach (Moorheilbad).

Der Hauptteil der Ärztechronik ist der „Biographische Teil“ (S. 231-818), das Lebenswerk von Dr. Berthold Weinrich. Über 25 Jahre hat Dr. Weinrich biographische Daten gesammelt, unterstützt von vielen Pfarrern, Lehrern und anderen Heimatforschern sowie den Ärzten, die die ausgesandten Fragebögen retourniert hatten. Weinrich hat versucht, alle Mediziner aufzunehmen, die in Niederösterreich geboren wurden oder hier gewirkt haben. Personen, die in anderen Gebieten arbeiteten und in Niederösterreich verstorben sind, wurden nicht berücksichtigt. Gegenüber dem heutigen Bundesland Wien besteht keine strenge Abgrenzung, zumal sich das „Chirurgische Gremium Klosterneuburg“ auf die damaligen Vororte Wiens erstreckte. Von den lebenden Ärzten wurden von Dr. Weinrich nur jene aufgenommen, die die Fragebögen zurückschickten bzw. für die andere Unterlagen zur Verfügung standen. Stichproben zeigen, daß nicht alle lebenden Ärzte erfaßt sind.

Das Buch hat DIN A 4-Format, und der biographische Teil ist vierspaltig gesetzt. Im Durchschnitt umfaßt eine Biographie zwischen 10 bis 15 Zeilen, wobei das Geburts- und Sterbedatum, das Matura- und Promotionsjahr, das Datum der Eheschließung und der Name der Ehefrau, der Militärdienst, der berufliche Werdegang und die Auszeichnungen festgehalten sind. Bei einem Teil der Biographien sind Paßfotos beigegeben. Weinrich hat auch jene Bader, Wundärzte und promovierten Ärzte aufgenommen, von denen er nur einen Teil dieser Daten eruieren konnte. Am Ende der Biographien finden sich Quellenhinweise.

So spannt sich ein weiter Bogen von Ulrich, der 1314 als Bader in Melk genannt wird, der ältesten Nennung, bis zu den Ärzten der Gegenwart. Das Buch enthält Biographien berühmter Ärzte wie die von dem aus Rappottenstein gebürtigen Univ.-Prof. Eduard Pernkopf (S. 277-278), der sich als hervorragender Anatom einen Ruf erworben hat, oder dem aus Thaya stammenden Univ.-Prof. Leopold Schönbauer (S. 700). Dr. Weinrich wollte aber nicht nur die „großen Mediziner“ würdigen, sondern vielmehr den tausenden Ärzten, die oft fernab der Zentren der medizinischen Forschung ihr Bestes gaben, um gegen Epidemien und Krankheiten anzukämpfen, ein „Denkmal“ setzen. Weinrich schätzt auch die Liebe zum Detail; so erwähnt er z. B., daß Schönbauer 1945 den lebensgefährlich verletzten Sohn des sowjetischen Außenministers Molotow durch eine Operation retten konnte. Ein anderes Beispiel: Daniel Dilscher hat im Jahr 1680 in Gmünd der Pest getrotzt. Man liest, er „hat 5 monath in der Pest denen leith viel guets gethan und etliche geheilt“. Er selbst starb im gleichen Jahr an der Pest (S. 345). Einer, der das Chaos am Ende des Zweiten Weltkrieges ausnützte, war der Sanitäts-Unterroffizier Josef Svoboda, der 1945 vom Truppenübungsplatz kam und sich vom damaligen Bezirksarzt Dr. Löbisch zum provisorischen Gemeindefeindarzt von Niedernondorf im Gerichtsbezirk Zwettl bestellen ließ. Er besaß kein Doktordiplom und wurde 1946 als Schwindler entlarvt (S. 760).

Ein Namens-Index (S. 819-869) und ein Orts-Index (S. 869-898) erleichtern die Benützung des Werkes ganz wesentlich. Für die lokalen Heimatforscher ist das Werk sicherlich eine Fundgrube, kommt doch — um einige Beispiele zu nennen — Gmünd 135mal und Horn sowie Zwettl jeweils 195mal vor. Der Band wird mit einem Verzeichnis der in Niederösterreich tätigen Ärzte (S. 901-957) abgeschlossen. Infolge des langen Bearbeitungszeitraumes sind manche Biographien nicht auf dem aktuellen Stand, und der Autor bittet die Leser um Ergänzungen (Einsendeschluß: Oktober 1991). Noch vor Weihnachten 1991 ist das Erscheinen eines Ergänzungsheftes im gleichen Format geplant.

Vor einigen Jahren schrieb eine österreichische Tageszeitung: „Schon scheint's, als würde Weinrich ein österreichisches Forscherschicksal zuteil: ein Riesenberg Arbeit, große private Zeit- und Geldaufwendungen — aber keine wirklich ausreichende Unterstützung.“ Nun ist es doch, obwohl die Ärztekammer für Niederösterreich „sich zunächst skeptisch bis ablehnend“ verhielt (S. 12), gelungen, das umfangreiche Datenmaterial zu verarbeiten und jetzt mit Unterstützung der Ärztekammer zu veröffentlichen. Niederösterreich besitzt bis heute kein allgemeines biographisches Lexikon, sodaß die Herausgabe dieses biographischen Lexikons der niederösterreichischen Mediziner eine beachtenswerte Leistung ist.

Erich Rabl

Bertrand Michael Buchmann / Brigitte Faßbinder, **Zwischen Krems, Hartenstein und Jauerling** (= Burgen und Schlösser in Niederösterreich, Band 16, St. Pölten — Wien: Birken-Verlag 1990) 160 Seiten, öS 210,—

Bertrand Michael Buchmann / Brigitte Faßbinder, **Zwischen Gföhl, Ottenstein und Grafenegg** (= Burgen und Schlösser in Niederösterreich, Band 17, St. Pölten — Wien: Birken-Verlag 1990) 144 Seiten, öS 210,—

Der Band 16 dieser Reihe beschäftigt sich mit den Wehrbauten, Adelssitzen und Klosterhöfen, welche sich im Stadtgebiet von Krems (nördlich der Donau) und im Gerichtsbezirk Spitz befanden oder befinden, der Band 17 behandelt die Gerichtsbezirke Gföhl und Langenlois.

Nachdem sich die Forschung wieder vermehrt den mittelalterlichen Bauten und Ruinen zuwendet, diese „ergräbt“ und dokumentiert (siehe Grabung Sachsendorf u. a.), findet auch Literatur über mediävale Profanbauten vermehrt Interesse. Die beiden Bände bestechen vor allem durch eine exakte Auflistung aller in Frage kommenden Bauobjekte, durch eine systematische und chronologische Darstellung der „Hausgeschichte“ und durch die knappe, aber fundierte Baubeschreibung. Für die in Privatbesitz befindlichen Gebäude sind, da sie häufig unscheinbar oder verbaut sind, detailliertere Angaben über deren Lage in Form von Straßennamen und Hausnummern angegeben. Dies macht die Bücher vor allem für den Besucher und Touristen interessant.

Auch der Fachmann wird den Büchern vieles abgewinnen können. Zwar sind kaum neue Forschungserkenntnisse eingeflossen, aber die Zusammenstellung und Übersicht ist in der konzentrierten und umfassenden Form noch ein Novum. Die Autoren leisteten gründliche Literaturarbeit — es wurde m. E. jede einschlägig relevante Publikation eingearbeitet.

Es ist aber auch auf fast jeder Seite erkennbar, daß die Autoren den Schritt ins Gelände nicht gescheut haben. Bei abgekommenen Gebäuden wurden manchmal sogar Vermutungen über deren Verbleib aufgrund der Geländebeziehungen geäußert. Diese Vermutungen sind vorerst nicht beweisbar und daher nur als Diskussionsbeitrag zu sehen (z. B. Band 17, Seite 123 Edelsitz in Elsam).

Als Negativum sei angeführt, daß beide Bände ein gemeinsames Glossar, Abkürzungs- und Inhaltsverzeichnis im Band 17 haben, wodurch Band 16 alleine ein Torso bleibt und man zum Erwerb des zweiten Buches gezwungen wird.

Illustriert werden die einfach gestalteten Bücher durch zahlreiche Fotos, Grundrisse, Pläne und Reproduktionen aus der Topographischen Sammlung der NÖ Landesbibliothek.

Zusammenfassend muß man sagen, daß man rein vom Äußeren her nicht die großartige und überaus genaue Arbeit erahnen kann, die in diesen Werken steckt. Sie werden sicher bald zu einem stehenden Begriff innerhalb der Waldviertler Regionalliteratur avancieren.

Erich Broidl

Lesehefte des Vereins für Erzählte Lebensgeschichte. Vereinsbüro: 1070 Wien, Burggasse 74/4, Telefon 0222/93 13 86

Drei Jahrgänge lang (1988-1990) publizierte der Verein mit dem Sitz in Vitis eine halbjährlich erscheinende Zeitschrift unter dem Titel „Frauen erzählen Lebensgeschichten“ zum Einzelpreis von 70 Schilling (Abonnement 120 Schilling). Bisher erschienen vier Nummern davon, der Weiterbestand der Zeitschrift ist auch für die Zukunft geplant.

Zusätzlich zur Projektzeitschrift erschienen in unregelmäßigen Abständen Lesehefte, die die Arbeit einzelner Gruppen innerhalb des Projekts dokumentieren. Die Zeitschrift und der Verein existieren noch, das Projekt jedoch verendete am Unwillen der Mächtigen.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit eine kurze Auflistung der bisher erschienenen Lesehefte:

(Der Einzelpreis beträgt 70 Schilling. Nicht immer konnten die vollständigen bibliografischen Angaben eruiert werden.)

Hauswirtschaft im ländlichen Raum. Frauen aus dem Mostviertel erzählen aus ihrem Lebensalltag. BMUKS, Wien 1989, ohne Seitenangabe.

Hauswirtschaft im ländlichen Raum. Waldviertler Frauen erzählen aus ihrem Arbeits-Alltag. BMUKS, Wien 1989, 91 Seiten.

Herstellung und Verarbeitung unserer wichtigsten Lebensgüter. Frauen aus dem ländlichen Bereich berichten. BMUKS, Wien 1990.

Ich weiß über die Liebe gar nicht viel... Waldviertler Frauen erzählen über Heirat, Liebe, Sexualität und Aufklärung. Verein für Erzählte Lebensgeschichte, Vitis o. J., 21 Fotos, 48 Seiten.

Hoidamensch und Kindsdirn. Waldviertlerinnen erinnern sich an ihre Kindheit. Ein Frauenprojekt im Rahmen der Aktion 8000 der Arbeitsmarktverwaltung mit Unterstützung des Vereins Jugend und Arbeit. Verein für Erzählte Lebensgeschichte, Vitis 1988.

Wo ich bin und was ich tu, sieht mir Gott mein Vater zu. Religion in der Kindheit — Mostviertler Frauen und ihre Lebensgeschichten. Verein für Erzählte Lebensgeschichte, o. J., 22 Fotos, 60 Seiten.

Alltag in Kriegszeiten. Frauen aus dem Mostviertel erzählen ihre Lebensgeschichte. 1. Leseheft der Gesprächsrunde in Pöchlarn.

Religion im Alltag. Gesprächsrunde Weistrach.

Beim Bauern im Dienst. Gesprächsrunde Mank.

Weihnachten früher. Erzählte Lebensgeschichte aus dem Waldviertel. 1. Leseheft, erzählt von den Frauen aus den Gesprächsrunden in Heidenreichstein.

Mostviertler Frauen und ihr Lebensraum. Fotoausstellungskatalog.

Diese Lesehefte wurden nach Protokollen von Gesprächsrunden mit älteren Frauen zusammengestellt. Die Idee (des Waldviertler Arbeitsmarktbetreuers Dipl.-Ing. Bernhard Schneider) aus dem Jahr 1986 war es, langzeitarbeitslosen Frauen mit Unterstützung der Arbeitsmarktverwaltung im Rahmen der Aktion 8000 eine qualifizierte, gesellschaftlich wichtige berufliche Tätigkeit als Gesprächsgruppenleiterin zu vermitteln. Gleichzeitig sollte alten Frauen in den Dörfern, aber auch in Altersheimen des Mostviertels und des Waldviertels die Möglichkeit geboten werden, über ihr Leben „laut nachzudenken“ und ihre eigene Geschichte, gedruckt und nachlesbar, in den größeren Gesamtkontext zu stellen. Den Jungen einen Zugang zu beinahe Vergessenem zu schaffen, war ein weiterer Anspruch dieser Fraueninitiative.

So sollten also nicht nur mehrere Fliegen mit einer Klatsche — die hohe Frauenarbeitslosigkeit in den Randzonen und die Vereinsamung der Alten — getroffen werden. Das Konzept der Lesehefte entspricht auch dem alltagsgeschichtlichen Ansatz „... den einfachen Leuten in ihrer eigenen Sprache wieder eine Geschichte zu geben“ (E. P. Thompson). Herausgekommen ist dabei eine überaus wertvolle historische Quellensammlung, die den bislang stets übergangenen weiblichen Blick auf die Geschichte richtet.

Wie jedes wirklich gute Projekt hatte die Erzählte Lebensgeschichte mit großen, vor allem finanziellen Problemen zu kämpfen. Das Projekt mußte jährlich neu genehmigt werden und um seine Finanzierung kämpfen, da das Land Niederösterreich es nie von der Arbeitsmarktverwaltung in seine Kompetenz übernahm. Nach dem Wegfall der Unterstützung des Vereins „Jugend und Arbeit“ fand sich eine rettende Hand in Gestalt der Dorferneuerung, die den Auftrag für eine Studie an den Verein für Erzählte Lebensgeschichte vergab. Mit dem Jahr 1990 aber endete das so erfolgreiche Projekt, weil sich weder „Kultur“ noch „Soziales“ beim Land Niederösterreich (konkret: Landesrätin Liese Prokop) zu seiner Finanzierung entschließen konnten.

Marianne Baumgarten schrieb im März 1990 in der Projektzeitschrift: „Wenn wir die Landesrätin trotz aller theoretischen und praktischen Konzepte und Erfahrungen nicht überzeugen können, so ist unser Projekt eben ein ‚mißlungenes Experiment‘“

Mißlungen ist das Projekt zwar keineswegs, aber gescheitert — leider waren keine Landtagswahlen in Sicht!

Die Lesehefte selbst stellen eine spannende, oft auch mit tragischen Aspekten nicht verschonende, manchmal aber auch heitere Lektüre dar. Nur wer je versucht hat, Dialekt von einem Tonband zu transkribieren, weiß echt zu schätzen, daß die Beiträge der einzelnen Frauen gut lesbar sind, die persönliche Charakteristik der einzelnen Sprecherin aber immer noch erkennbar bleibt.

Offene, betreute Gesprächsrunden bestanden (Stand März 1990) im Mostviertel in Ertl, Waidhofen an der Ybbs, Ybbsitz, Amstetten, St. Georgen am Ybbsfeld und Neuhofen an der Ybbs. Im Waldviertel waren betreute Gruppen in Großpertholz, Gmünd, Weitra, Unserfrau, Heidenreichstein, Waldkirchen, Schrems, Pfaffenschlag, Eulenbach, Hohenau, Litschau und Raabs tätig.

Ulrike Kerschbaum

Erich Rabl (Red.), **Eine Stadt und ihre Herren.** Puchheim — Kurz — Hoyos. Ausstellung der Stadt Horn im Höbarthmuseum 9. Mai bis 29. September 1991 (Horn: Höbarthmuseum der Stadt Horn 1991) 108 Seiten mit 32 Schwarz-Weiß-Abbildungen, 3 Stammtafeln, 1 Landkarte und 5 Stadtplänen, öS 80,—

Die vorjährige Sonderausstellung des rührigen Horner Höbarthmuseums war sozusagen als „Parallelaktion“ der Stadt Horn zur großen Landesausstellung auf der Rosenberg konzipiert gewe-

sen. Unter dem Thema „Zwischen Herren und Ackersleuten“ suchte die Ausstellung das bürgerliche Leben der Waldviertler Städte im 16. und 17. Jahrhundert allgemein darzustellen, ohne indes die spezielle Situation der Horner Bürgerschaft und deren Verhältnis zu ihren adeligen Herren näher beleuchten zu können.

Diese Ausstellung 1990 — von Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner sorgsam gestaltet und wissenschaftlich exakt dokumentiert — fand durchwegs positive Aufnahme und lockte eine Rekordzahl von Besuchern an. Sie brachte dem Höbarthmuseum und der Stadt Horn nicht nur viel Lob seitens der in- und ausländischen Gäste und der Fachleute ein, sondern wurde sogar durch einen Anerkennungspreis des Landes Niederösterreich für Museumsgestaltung besonders ausgezeichnet.

Unter dem Eindruck dieses Erfolges entschlossen sich Museumsverein und Stadtgemeinde, auch heuer wieder eine Sonderausstellung zur Stadtgeschichte zu gestalten. Einerseits können so die Vitrinen, Bauten und infrastrukturellen Einrichtungen der Ausstellung des Jahres 1990 sinnvoll weiter genutzt werden, andererseits wollte man inhaltlich an die Vorjahresexposition anschließen, diesmal aber ein enger gefaßtes Thema speziell bearbeiten und dadurch einen konkreten Aspekt der Lokalgeschichte vertiefend illustrieren. Die Darstellung des Verhältnisses der Horner Bürger zu ihren Herren im Laufe der wechselvollen Geschichte der Stadt ist das neue Thema; der zeitliche Rahmen ist nicht mehr wie im Vorjahr auf das 16. und 17. Jahrhundert beschränkt, sondern bis zur Aufhebung des Untertänigkeitsverbandes im 19. Jahrhundert ausgedehnt — eine methodisch völlig richtige Entscheidung.

Auch diesmal konnte wieder der Superintendent des Burgenlandes, Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, für die wissenschaftliche Gesamtleitung des Ausstellungsprojektes gewonnen werden. Er hat sich seit langem als einer der wohl profundesten Kenner der Horner Stadtgeschichte — besonders jener der Reformationszeit — profiliert; seine Mitarbeit ist ein echter Gewinn für Horn und für alle an lokalhistorischer Forschung Interessierten.

Zusammen mit dem Leiter der Horner Museen, Prof. Dr. Erich Rabl (vom Horner Gymnasium), und gemeinsam mit anderen Mitarbeitern — namentlich Anton Kurz (Stadtgemeinde Horn), Schulrat Franz Wagner (Obmann des Museumsvereins), Prof. Dr. Herbert Puschnik (Obmannstellvertreter des Vereins), Prof. Mag. Erich Dell'mour und Prof. Mag. Manfred Pratsch (beide zeichnen vor allem für die optische Präsentation verantwortlich) — hat Professor Reingrabner eine beeindruckende Schau zu gestalten vermocht.

Mit ihren etwa 130 Objekten ist die Ausstellung zwar erheblich kleiner als die vorjährige, aber kaum minder instruktiv. Die Schaustücke stammen größtenteils aus Beständen der Horner Museen, Archive und Bibliotheken, nur einige wenige sind Leihgaben aus Stift Altenburg und Wien. Es war von vornherein das Bestreben, neue Exponate zu zeigen, die nicht bereits im Vorjahr zu sehen waren.

Unter den Schaustücken befinden sich besonders eindrucksvolle, unter anderem ein Kupferstich der „Stadt im Traum“, eines Idealstadtprojektes aus dem 18. Jahrhundert, das Faksimile des Horner Bundbriefes aus 1608, ein Schädel von der sogenannten „Studentenmarter“ beim Meierhof Horn, dessen entfernte Schädeldecke auf einen Kriminalfall oder auf ein Ritual hindeutet, sowie das kostbare Trinkhorn mit vergoldeten Silberbeschlägen (1588), eine meisterhafte Arbeit des Kunsthandwerks aus dem Besitze der Grafen Hoyos.

Der historische Bogen der Ausstellung spannt sich von den Herren von Puchheim, die seit dem 15. Jahrhundert Stadt und Herrschaft Horn innehatten und sie durch Konfiskation wegen Ächtung im Zusammenhang mit den konfessionellen Konflikten wieder verloren, über das Geschlecht der Grafen Kurz bis zum gräflichen Geschlecht der Hoyos, in deren Besitz das herrliche Horner Schloß, einst das Zentrum der herrschaftlichen Macht der Stadt, sich noch heute befindet.

Schautafeln, Modelle und Übersichten lockern die Ausstellung auf und erhöhen ihre didaktische Effizienz. Die Integration der Exponate in die Schauräume der Bürgerspitalskapelle ist gut gelungen und bereitet optischen Genuß. Ein Videofilm rundet schließlich die Schau einprägsam ab.

Der zugehörige Ausstellungskatalog bot dem Herausgeber die Gelegenheit, einige wissenschaftliche Beiträge zu publizieren, die über das Ausstellungsthema im engeren Sinne hinausweisen und somit größere Mosaiksteine der Erarbeitung der Horner Lokalhistorie darstellen.

Der Redakteur Erich Rabl hat sich als Autor zahlreicher Publikationen in der Waldviertler Heimatforschung bereits einen Namen zu machen vermocht. Seiner Sorgfalt sowie der gewissenhaften Korrekturarbeit von OStR. Dr. Anton Pontesegger und der kreativen Gestaltung durch Herrn Anton Kurz, der auch den Satz selbst bewerkstelligt hat, ist es zu verdanken, daß sich der Katalog erheblich „professioneller“ präsentiert, als dies bei vergleichbaren Produkten im Eigenverlag anderer Institutionen der Fall ist. Druckfehler oder ähnliches wird man in diesem recht wohlfeilen Büchlein vergeblich suchen. Die reichhaltige Illustration und die populäre, verständliche Darstellung unter weitgehendem Verzicht auf allzu große wissenschaftliche Zitationsapparate machen die Lektüre auch für interessierte Laien ohne Schwierigkeiten möglich und gewinnbringend. Viele Literaturhinweise können als Anregung für nähere Beschäftigung mit den dargestellten Themen dienen.

In seinem Geleitwort würdigt der Horner Bürgermeister Karl Rauscher, als Kulturreferent selbst maßgeblich am Zustandekommen des Projekts beteiligt, die gediegene Arbeit der Verantwortlichen. Der wissenschaftliche Ausstellungsleiter Gustav Reingrabner leitet mit einer Einführung „Zur Ausstellung“ zum Thema hin. Ihm oblag auch die Ausarbeitung des umfangreichen Hauptbeitrages des Katalogs, in dem er sich mit dem Thema „Die Stadt Horn und ihre Herren“ in lockerer, leicht faßlicher Diktion und unter Berücksichtigung der soziokulturellen Zusammenhänge und der neuesten Forschungsergebnisse auseinandersetzt (Seite 13 bis 48).

Die Stadt Horn war nie Eigentum des Landesfürsten, sondern gehörte als „grundherrschaftliche Stadt“ seit ihrer Gründung im Hochmittelalter stets adeligen Herren, zumeist alten Geschlechtern von überregionaler Bedeutung. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zählte die Stadt zu den Besitzungen der Herren von Maissau, der „Landmarschälle“ des Landes unter der Enns — ein Amt übrigens, das die Maissauer seit der Verleihung durch Ottokar von Böhmen an Otto II. im Jahr 1260 innehatten. Die geringe Schriftlichkeit des Mittelalters erlaubt kaum eine Dokumentation dieser Zeit im Rahmen einer lokalen Ausstellung. Immerhin stammt aber der Ausstellungsort selbst, nämlich die Kapelle des Horner Bürgerspitals, aus der Zeit der Maissauer, deren Gefolgsmann Stephan Weikersdorfer das Bürgerspital stiftete. Die Kapelle ist noch nahezu unverändert erhalten und allein schon deshalb wohl die ideale Lokalität für eine Ausstellung dieser Art.

Nach dem Tod des letzten Maissauers kam Horn neben Neupölla, Wildberg, Krumau und anderen Besitzungen im Jahr 1440 an die Familie Puchheim (in verschiedenen Schreibweisen auch als „Puechhaim“, „Puechheimb“ usw.), in deren Besitz es sodann beinahe 200 Jahre bleiben sollte. Dieses aus Oberösterreich stammende Geschlecht hatte seit 1276 das Truchsessnamt inne und erweiterte beständig seinen Herrschaftsbereich auch im Waldviertel (ein Puchheimer, Pilgram III., war übrigens sogar Erzbischof von Salzburg).

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war Horn von den Truppen des Ungarnkönigs Matthias Corvinus, dem sich die Puchheimer anschlossen, und sodann von den kaiserlichen Truppen Maximilians besetzt, fiel aber bald wieder an die alten Herren, die seit dem frühen 16. Jahrhundert schließlich auch im Schloß Horn ihren ständigen Wohnsitz nahmen. Seither war die stadtherrliche Familie unmittelbar in der Stadt ansässig, während früher Burggrafen bestellt worden waren.

Im Jahr 1608 wird Horn bekanntlich kurzfristig zum Mittelpunkt der „großen Politik“, als sich die gegen König Matthias frondierenden Stände hier versammeln und gegen den landesfürstlichen Absolutismus auftreten („Horner Bund“). Knapp zuvor (1594) war als Witwensitz für Elisabeth von Puchheim in der Nähe des Schlosses das „Große Haus“ erbaut worden, das im folgenden Jahrhundert als Zentrum der berühmten Horner Tuchmanufaktur diente und 1657 den Piaristen als Kloster und Schulgebäude gewidmet wurde (bis 1960 als Gymnasium, jetzt — nach Generalsanierung — multifunktional genützt). Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war in Horn übrigens auch eine für das ganze Waldviertel zuständige (!) „Landschaftsapotheke“ auf Kosten der „Landschaft“ (=der Stände) errichtet worden; die Horner Stadtapotheke trägt heute noch stolz diese Bezeichnung.

Nach der Konfiskation der Herrschaft Horn setzte im Gefolge der politischen und konfessionellen Wirren eine 60jährige Periode des Übergangs ein, ehe wieder eine Familie — nämlich jene der Hoyos — die Herrschaft antrat und sie bis zum Ende des Untertänigkeitsverbandes (1848/50) festhielt. Zunächst wurde die Stadt 1622 vom Kaiser an den Kriegsgutlieferanten Vinzenz Muschinger von

Gumpendorf verkauft, der seit 1614 auch die Rosenberg innehatte und nie in Horn residierte. Zusammen mit den Jesuiten betrieb er eifrig die Rekatholisierung der protestantischen Stadt und machte sich dabei bei den Bürgern gehörig unbeliebt.

Seine Tochter Martha Elisabeth erbte die Herrschaft Horn; ihr Gemahl war der aus Bayern stammende Reichshofrat Ferdinand Sigmund Kurz von Senfftenau. Seine jahrzehntelange Herrschaft zählt zu den fruchtbarsten Perioden der Horner Geschichte, indem er die Horner Tuchproduktion organisierte und sich als Wohltäter tief im Bewußtsein seiner Untertanen einprägte. Nach seinem Tod verfiel die Tuchmacherei sehr schnell; die Herrschaft selbst ging schließlich 1679 an das Geschlecht der Hoyos, in deren Besitz Schloß, Stadt und Herrschaft in der Folge endgültig verblieben.

Die Grafen von Hoyos stammen aus Spanien. Zwei Söhne des Juan von Hoyos aus dem Hofstaat von Kaiser Karl V. kamen nach Österreich, deren einer schließlich Bischof von Gurk wurde und deren anderer die österreichische Linie des Geschlechts begründete. Einzelne Mitglieder der Familie hatten später hohe Staatsämter inne, der Besitzstand wurde ständig ausgebaut. Seit 1831 trug die Familie den Doppelnamen „Hoyos-Sprinzenstein“; die Wohnsitze waren zunächst Frohsdorf, dann Gutenstein und Horn. Im Laufe der Jahrhunderte, in denen die Hoyos die Herrschaft über Horn innehatten, lockerten sich die Untertanenbände immer mehr. Schon im 18. Jahrhundert gab es eine Reihe von Prozessen zwischen Herrschaft und Stadt, im großen und ganzen war aber das Verhältnis der Stadt zu den Grafen und vice versa im positiven Sinne patriarchalisch, freundlich, ja zuweilen sogar freundschaftlich.

Dieses korrekte gegenseitige Verhältnis blieb auch nach Aufhebung der Untertänigkeits- und Treuebände bestehen, als 1850 der jahrhundertelange Herrschaftsverband, das Wechselspiel zwischen den Bürgern und ihrer herrschaftlicher Obrigkeit, ein Ende fand. Und so ist es letztlich noch heute, da das Grafengeschlecht der Hoyos vom Schloß Horn aus seine Güter verwaltet, die historischen Baudenkmäler der Rosenberg und der Schlösser Drosendorf und Horn mit hohem finanziellem Einsatz vorbildlich instandhält und mit der Stadt und ihren Bewohnern in respektvollem gegenseitigem Einvernehmen zusammenlebt.

Horn wurde nach der Aufhebung der grundherrlichen Rechte — der letzte Stadtherr war Johannes Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein, der 1849 verstarb — bereits 1850 Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes. Seither haben die Grafen von Horn keine Herrschaftsverpflichtungen mehr: Staats- und Landesverwaltung, Bürgermeister, Stadtrat und Gemeinderat haben die alten administrativen Funktionen teilweise übernommen und in die Zeit der Demokratie hinübergeführt.

Der historische „Längsschnitt“ durch beinahe acht Jahrhunderte Herrschaftsgeschichte, den Gustav Reingrabner in seinem Beitrag — dem mit Abstand umfangreichsten des Katalogs — anstellt, ist — wie man sieht — zugleich ein faszinierender Gang durch Horns bewegte Vergangenheit.

Der Abhandlung Reingrabners sind Verzeichnisse aller namentlich bekannten Pfarrer von Horn (von einem Augustin um 1223 bis zu P. Grünstäudl, seit 1985 Stadtpfarrer) und aller Bürgermeister der Stadt (seit 1494 wurde angeblich ein solcher gewählt; der erste überlieferte Name ist Wolfgang Zierckh um 1535, der Bogen spannt sich bis zum, seit 1984 amtierenden, derzeitigen Bürgermeister Karl Rauscher) angeschlossen.

Im zweiten Aufsatz des Katalogwerkes untersucht Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer (Wien) die „Horner Tucherzeugung im 17. Jahrhundert und die Tuchmachersiedlung in der Öttinger Vorstadt“ (Seite 55 bis 67, mit zahlreichen Anmerkungen). Es handelt sich um eine bekannte und wichtige historische Episode, die Horn für kurze Zeit zu einem Zentrum des Handels im nördlichen Niederösterreich machte.

Die Folgen des 30jährigen Krieges waren auch für Horn verheerend. Der mächtige Ferdinand Sigmund Graf Kurz, seit 1628 Stadtherr von Horn, konnte allerdings durch seinen gewaltigen Einfluß bei Hof (er war lange Jahre Reichsvizekanzler) die ärgsten Probleme von der Stadt abhalten, indem er sie in den etwa 30 Jahren seiner Herrschaft wirtschaftlich förderte und stützte. Obgleich er ein straffes Autoritätsverhältnis aufrechterhielt und — teilweise gewaltsam — die Rekatholisierung vorantrieb, war sein Verhältnis zur Bürgerschaft bemerkenswert gut. Kurz war ein großer Anreger, Förderer und Stifter, sozusagen ein Mäzen seiner Stadt.

In dieses Bild paßt auch die Stiftung des Piaristenkollegiums und -gymnasiums im Jahr 1657. Das Horner Gymnasium, die ehrwürdige „Schola Hornana“, darf also heuer bereits auf 334 Jahre des Bestandes zurückblicken und zählt mithin zu den ältesten höheren Schulen Österreichs.

Graf Kurz förderte auf wirtschaftlichem Gebiet vor allem das Tuchmachergewerbe, das in Horn rudimentär bereits seit 1562 nachweisbar ist. Während allerdings die Tuchmacherzunft von Waidhofen an der Thaya bereits 1557 erwähnt wird, hatte es in Horn zunächst noch keine geordnete Zunft gegeben. Kurz zog nun zahlreiche Tuchmacher aus Iglau und andere fremde Meister und Gesellen nach Horn, die zuerst als „Inwohner“ bei Horner Bürgern bzw. im „Großen Haus“ (dem späteren Piaristenkollegium) wohnten. Am Höhepunkt der Horner Tuchmacherei (1653/54) arbeiteten nicht weniger als 49 Meister, 56 Knappen, 17 Lehrlinge, 134 Spinnerinnen und zahlreiche angelernte „Buben“ am „Horner Tuch“.

In den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts ließ Graf Kurz entlang der heutigen Raabser Straße, in der „Öttinger Vorstadt“ vor dem Raabser Tor, eine Siedlung von 30 Häusern, eine herrschaftliche Taverne und eine Kapelle (die „Altöttinger Kapelle“) errichten. Im Rahmen der Sonderausstellung im Museum ist ein interessantes Modell dieser berühmten „Tuchmachersiedlung“ zu sehen (Entwurf: Prof. Mag. Erich Dell'mour). Die Häuser gemahnen in der Konzeption an heutige Reihenhäuser; sie stellen sozusagen ein frühes Beispiel eines „sozialen Wohnbaus“ dar (der Jahreszins betrug einen Gulden) und sind wohl die ersten „uniformen städtischen Einfamilienhäuser Niederösterreichs“ (Andraschek-Holzer).

Das Horner Tuchmacherprojekt ist — so Winkelbauer — vermutlich das früheste Beispiel einer dezentralisierten Textilmanufaktur in der Habsburgermonarchie, wobei der Großteil der Arbeit in die Hausmanufaktur verlegt war. Die Herrschaft kaufte die Rohstoffe und fungierte auch als Großhändler für die fertigen Produkte, die großteils an das Militär, an die kaiserliche Hofkammer und an jüdische Händler verkauft wurden.

Die Tuchmacher der Vorstadt waren immer wieder in Streitigkeiten mit den Bürgern verwickelt und haben sich offenbar nie vollständig in das soziale Gefüge der Stadt zu integrieren vermocht. Besonders die Knappen gaben immer wieder Anlaß zu Beschwerden über nächtliche Ruhestörung und Händel aller Art. Der Niedergang der Tucherzeugung in Horn in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts dürfte für die Horner Bürger aus diesem Grund wohl nicht ganz unwillkommen gewesen sein, wenngleich damit ein wichtiges Intermezzo der Horner Wirtschaftsgeschichte zu Ende ging und Horn einen prosperierenden Wirtschaftsfaktor verlor.

Der dritte Aufsatz des Ausstellungskatalogs „Eine Stadt und ihre Herren“ befaßt sich mit der „Geschichte der Horner Altöttinger Kapelle“ (Seite 69 bis 81). Verfasser ist der junge Horner Kunsthistoriker Mag. Ralph Andraschek-Holzer, der die Geschichte dieser zur Tuchmachersiedlung gehörigen Kapelle in den Gesamtkonnex barocker Frömmigkeit im Waldviertel einordnet und hiebei zugleich einen kleinen Abriß der Perioden der Horner Stadt- und Kulturgeschichte vorlegt.

Graf Kurz ließ zusätzlich zu den 30 Häusern der „Tuchmachersiedlung“ eine Kapelle errichten, deren Grundstein 1656 gelegt wurde. Die Piaristen sollten — gemäß Stiftsbrief für das Piaristenkollegium — die Betreuung der Kapelle übernehmen. Das Gebäude ist dem bayrischen Altötting nachgestaltet, das sich schon im 15. Jahrhundert zu einem wichtigen Wallfahrtsort entwickelt hatte. Der wundertätigen Öttinger Muttergottes waren unter anderem auch Kapellen in Lengfeld bei Weitra und in Krems geweiht, wie überhaupt die Marienverehrung ein integrierender Bestandteil barocker Volksfrömmigkeit war. Bereits am 5. August 1657 wurde eine Gnadenstatue der Hl. Maria in der Horner Altöttinger Kapelle aufgestellt. Alljährlich wurden in den folgenden 130 Jahren die Marienfeiertage mit Prozessionen festlich begangen.

Im Zuge der josephinischen Reformen 1787 exsekriert, wurde die Altöttinger Kapelle später 150 Jahre lang als Wohnhaus verwendet und erst 1936 als „Dollfuß-Gedächtniskapelle“ wieder geweiht. Der Einweihung durch Bischof Memelauer wohnten Bundespräsident Miklas und Staatsratspräsident Graf Hoyos bei; der Abt von Altenburg, P. Ambros Minarz, feierte die erste Heilige Messe. Aber bereits ab 1939 kam das religiöse Leben in der Öttinger Kapelle wieder völlig zum Stillstand, und sie wurde sogar als Munitionsdepot mißbraucht.

Von 1951 bis 1971 benutzte die Evangelische Kirchengemeinde Horns die Kapelle als protestantisches Gotteshaus. Sodann wurde das kostbare Bauwerk schließlich beinahe 20 Jahre als Depot für Gerümpel verwendet und wäre dem Verfall preisgegeben gewesen, hätten nicht die Freiwillige Feuerwehr und deren damaliger Kommandant Eduard Enders mit Unterstützung durch die Gemeinde und durch die Bevölkerung eine Generalrestaurierung und Revitalisierung der Kapelle bewerkstelligt, die am 5. Mai 1990 in der feierlichen Wiedereinweihung dieses bedeutenden Horner Kulturdenkmals (diesmal allerdings ohne Bischof und Bundespräsident, dafür aber hoffentlich für längere Zeit) gipfelte und abgeschlossen war.

Im vierten und letzten Beitrag stellt der Redakteur des Katalogs, Erich Rabl, verdienstvollerweise in einer profunden Abhandlung das ebenso legendenumwobene wie kuriose „Projekt einer Traumstadt zwischen Altenburg und Horn“ dar (Seite 82 bis 87).

Der aus Altenburg stammende, später in Wien lebende Rechtsanwalt Leopold Paur wollte gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine gigantische „Traumstadt“ in der Ebene zwischen Altenburg und Horn errichten, die einer kosmopolitischen Idee vom friedlichen Zusammenleben aller Menschen huldigen sollte. Die hierfür erforderlichen Mittel in der damals unvorstellbaren Höhe von 86 Millionen Gulden hätten durch den weltweiten Verkauf eines angeblich besonders wirksamen neuen „Geheimmittels“ gegen Syphilis aufgebracht werden sollen. Das Wundermittel gelangte freilich nie in den Handel, und das monströse Weltstadtprojekt ist letztlich nur bis zu einem großformatigen Kupferstich eines Entwurfs der „Stadt im Traume“ gediehen, von dem heute noch zwei Exemplare nachweisbar sind: eines im Besitz der Wiener Graphischen Sammlung Albertina und ein weiteres, erst im Zuge der Vorbereitungen zur Horner Ausstellung wiederentdecktes, in der Topographischen Sammlung der NÖ Landesbibliothek.

Als Leopold Paur im Jahr 1800 mittellos starb, wurde im Nachlaßverzeichnis die Kupferplatte „vorstellend die Stadt im Traume“ auf sechs Gulden geschätzt — soviel bleibt zuweilen von hochfliegenden Ideen, Plänen und Träumen letztlich übrig . . .

Auflistungen und detaillierte Beschreibungen, teilweise auch Abbildungen sämtlicher Ausstellungsexponate mit Kurzeinführungen in die Themenschwerpunkte der Schau runden den Katalog ab, der — wie die Ausstellung selbst — ein durchaus gelungenes Beispiel einer Synthese zwischen beachtlichem wissenschaftlichen Impetus und gefälliger Präsentation einerseits und möglichst minimiertem finanziellen Aufwand andererseits darstellt.

Sowohl die Lektüre des reich illustrierten Katalogs als auch ein Besuch der Horner Ausstellung über „Eine Stadt und ihre Herren“ (geöffnet bis Ende September, täglich außer Montag) lohnen sich. Den Initiatoren und Mitarbeitern ist zum Ergebnis ihres Projekts herzlich zu gratulieren.

Harald Hubatschke

Franz Drach/Manfred Dacho, **Gmünd. Randbedingungen.** Herausgegeben von Robert Pils (Großwolfgers — Linz: Verlag Bibliothek der Provinz 1990) 296 Seiten, zahlreiche Photos und Dokumente, öS 348,—

In Photos und Dokumenten läßt der ansprechend aufgemachte Band wichtige Stationen der Gmünder Stadtgeschichte zwischen 1870 und 1945 Revue passieren. Gegliedert ist das reichhaltige Material in die vier großen Abschnitte: Stadtpolitik, Wirtschaft, Lager und Stadtbild, die ihrerseits zeitlich oder thematisch unterteilt sind.

Das Kapitel Stadtpolitik stellt Bürgermeister, Gemeindevertretungen und politische Parteien vor. Es dokumentiert in chronologischer Abfolge die Auswirkungen der „großen Politik“ — Erster Weltkrieg, Grenzziehung, politische Rivalitäten der Zwischenkriegszeit, Austrofascismus, Nationalsozialismus — auf den Alltag der Gmünder Bevölkerung: Musterung, Krieg, Inflation; politische Verfolgung, Haft, Sterben fürs „Vaterland“, Bombardierung. Das Kapitel Wirtschaft und Arbeitswelt führt quer durch die wichtigsten Handels-, Gewerbe- und Industriebetriebe, die Entwicklung des Bahnhofs und der Eisenbahnwerkstätten der Franz Josefs-Bahn. Ein eigenes Kapitel ist dem Lager gewidmet, das ab Herbst 1914 für Flüchtlinge und politisch unzuverlässige Zwangsdeportierte aus den

an die Feindstaaten grenzenden Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie errichtet wurde und nach 1918 die Grundlage für die Entstehung des neuen, industriell-proletarischen Stadtteils Gmünd II bildete. Der Gegensatz zwischen dem alten stadtbürgerlichen Kern und der aus dem Lager entstandenen Neustadt ist in Gmünd für das politische und soziale Leben bis heute bestimmend; das Kapitel Stadtbild dokumentiert die Entwicklung und den unterschiedlichen Charakter dieser beiden Stadtteile.

Jedem Abschnitt ist ein knapper, zusammenfassender Überblick vorangestellt. Dann sprechen Bilder und Quellen. Das Photomaterial ist äußerst ansprechend und vermag das Leben in der Stadt Gmünd von verschiedensten Seiten her einzufangen. Die gute Gliederung und thematische Anordnung erspart viele erklärende Worte. Erleichtert wird die Betrachtung durch die gute Qualität der Reproduktion. Ergänzt werden die Bilder durch ausgewählte Dokumente, in Faksimile abgedruckt und, wo nötig, transkribiert. Besondere Bedeutung finden einige bislang unveröffentlichte Originale aus Gmünder Provenienz, wie etwa die Memoiren des Gmünder Arbeiterkammersekretärs Andreas Zettel über Erlebnisse im Ersten Weltkrieg, verfaßt 1934 während seiner Internierung im Anhaltelager Wöllersdorf (Seite 20), Erinnerungen des Kommunisten Franz Janiczek aus dem Jahr 1933 (Seite 86), die authentische Schilderung des deutschen Einmarsches in České Velenice im Oktober 1938 (Seite 89) oder der technische Bericht des Bauleiters Fürnsinn über das k. k. Barackenlager Gmünd vom März 1918 (Seite 233).

Photos und Dokumente wurden in langjähriger Arbeit zusammengetragen und beruhen auf den guten Kontakten des Autors Franz Drach, Geschichtslehrer an der Handelsakademie Gmünd, zur Bevölkerung. 1985 wurden die Ergebnisse der Materialsuche erstmals auf einer Ausstellung im Gmünder Palmenhaus präsentiert, in der Folge ergänzt und mit tatkräftiger Unterstützung von Stadtamtsdirektor Dacho, Autor der Stadtchronik „Die Stadt Gmünd in der Zweiten Republik“ (Gmünd 1988), druckreif gemacht.

Drach fühlt sich, wie in der Einleitung dargelegt, einer „Geschichte von unten“ verpflichtet. Dies heißt für ihn, jene Menschen zu Wort kommen zu lassen, die „immer nur Nebenrollen im Laufe der Begebenheiten spielen, die man Geschichte nennt“, die „im Zug der Weltgeschichte mitfahren müssen, ohne Einfluß auf die Fahrtrichtung ausüben zu können“ (Seite 3). Lokalgeschichte ist für Drach „Geschichte der Unterschichten, der in und an der Geschichte Leidenden“. Drach hat recht, daß die Gmünder/innen von Weltpolitik und Weltwirtschaft an den Rand gedrängt wurden; doch spiegeln sich Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse nicht immer auch im Kleinen, im Lokalen? Schließlich grenzt sich Drach selbst von einer „idyllisierenden Schönfärberei“ der Kleinstadt ab, und seine Dokumente legen beredtes Zeugnis davon ab, daß viele Gmünder/innen nicht nur Leidende, Opfer, sondern auch Akteure, Täter waren.

„Randbedingungen“ versteht sich nicht als wissenschaftliches Werk. Es will den Gmünder/innen, den alten und den jungen, Hilfsmittel für die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit in die Hand geben und fordert auf, kritische Fragen an die Zukunft zu stellen. Folgende Ereignisse und Entwicklungen werden, folgt man Auswahl und Interpretation der Quellen, als die entscheidendsten für die Entwicklung von Gmünd erachtet:

Am Beginn des wirtschaftlichen Aufschwunges ortet Drach eine „historisch wichtige Zweierbeziehung“ (Seite 5), nämlich jene zwischen Gmünd und der Franz Josefs-Bahn. Die Bahn, eröffnet im Jahr 1869, machte Gmünd zur Eisenbahnerstadt. Bahnhof und Eisenbahnwerkstätten befanden sich in den Nachbargemeinden Böhmeizel und Wielands, die mit Gmünd in der Folge zu einem einheitlichen Siedlungsgebiet zusammenwuchsen. Mit Ausnahme des Werkstättenbetriebs, der um 1900 an die 800 Beschäftigte zählte, präsentiert Drach das Gmünd des ausklingenden 19. Jahrhunderts im wesentlichen als Gewerbestand. Tatsächlich gab es nur einige wenige Fabriksgründungen, vor allem im Textilsektor. Zu wenig Beachtung findet indes in den zusammenfassenden Beurteilungen (Seite 106 und 131) die Heimarbeit, die Gmünder Weber im Auftrag von Wiener Fabrikanten verrichteten — eine Beschäftigung, die durch die verbesserten Transportverhältnisse eine starke Ausweitung erfahren hatte. Obwohl selbständig und nicht Fabrikarbeiter, hob sich die Gruppe der Kleinhäusler-Weber deutlich vom städtischen Gewerbebürgertum ab. Gmünds wirtschaftliche Bedeutung lag damals nicht

zuletzt in der Zulieferrolle, die es für die in den Zentralräumen angesiedelten Industriebetriebe erfüllte.

Als das weichenstellende Ereignis für die wirtschaftliche, politische, soziale und städtebauliche Entwicklung von Gmünd wertet Drach die Errichtung des Lagers. Es wurde 1914/15 auf unverbautem Gebiet in Bahnnähe am Stadtrand von Gmünd angelegt und bestand aus Wohnbaracken, Wirtschafts- und Verwaltungsgebäuden für 30 000 bis 35 000 Personen. Die Mehrzahl der Flüchtlinge und Deportierten waren Ruthenen aus den Kronländern Galizien und Bukowina. 1916 erweitert, nahm es bis Kriegsende insgesamt etwa 200 000 Personen auf. Über die bauliche Entwicklung und den Lageralltag liegen zahlreiche hochinteressante Dokumente vor, die im vorliegenden Buch erstmals veröffentlicht werden. Es gilt allerdings die Einschränkung, daß die im Auftrag der Lagerverwaltung angelieferten Photographien durch eine beschönigende Brille aufgenommen wurden. Demgegenüber steht die Tatsache, daß im Gmünder Lager zwischen 1915 und 1918 geschätzte 30 000 Menschen ihr Leben ließen.

Das Lager ist im Stadt- wie im Geschichtsbild der Gmünder Bevölkerung bis heute präsent. Die Bewohner/innen des heutigen Stadtteils Gmünd II, der durch das ehemalige Lagertor betreten wird, gelten im Volksmund immer noch als die „Lagerianer“ oder „Galizianer“. Dennoch wird es verdrängt; es wird ausschließlich als Flüchtlingslager apostrophiert, ja als eine Art Wohltätigkeitsveranstaltung gesehen. Der Zwangscharakter, den die Einlieferung für die — quantitativ leider von den Flüchtlingen nicht abgrenzbaren — Deportierten hatte, wird negiert. Drach bricht mit diesem Mythos.

Aus dem Lager — wohin die letzten Insassen nach dem Krieg so plötzlich verschwanden, weiß niemand — entwickelte sich in der Zwischenkriegszeit die Industrie- und Arbeitersiedlung Gmünd II. Die Lagerbaracken dienten Arbeiterfamilien als Wohnraum, während in die ehemaligen Sanitäts- und Wirtschaftsgebäude Industriebetriebe einzogen: die Färberei Heinisch, die Spulenfirma Bobbin, die Weberei Hutter & Welt sowie ein großer Holzverarbeitender Betrieb, der 1930 der Wirtschaftskrise zum Opfer fiel. Auch das Krankenhaus und das Lagerhaus der landwirtschaftlichen Genossenschaft entstanden in ehemaligen Lagerbauten. Erst die Existenz der Lagerinfrastruktur, die eine Art Betriebsansiedlungszone darstellte, bewirkte, so die zentrale These Drachs, die Entwicklung Gmünds von der Gewerbe- und Eisenbahner- zur Industriestadt. Aus den wirtschaftlichen Impulsen, die vom Lager ausgegangen sind, leitet Drach im Schlußwort ab, daß auch heute bei entsprechendem politischem Willen „wirkliche Grenzlandhilfe möglich wäre“ (Seite 291). Die Betriebsgründungen in Gmünd II machten schließlich auch den Verlust des Bahnhofs und der Eisenbahnwerkstätten wett, der mit der Abtrennung von Böhmeizel und Unterwielands an die Tschechoslowakei im Jahr 1920 verbunden war. Ein Ansiedlungsmotiv, das Drach nicht erwähnt, war zweifelsohne die tschechoslowakische Staatsgründung; gleich drei der wichtigsten Gmünder Betriebsgründungen, die Firmen Heinisch und Hutter & Welt sowie die Weberei Baumann, waren Unternehmungen aus dem deutschsprachigen Gebiet Südböhmens, die ihren Standort nach 1918 nach Gmünd verlagerten bzw. hier einen Zweigbetrieb eröffneten.

Die unterschiedliche soziale Zusammensetzung der so deutlich voneinander abgesetzten Stadtteile ließ die politischen Gegensätze zwischen „Rot“, „Braun“ und „Schwarz“ im Gmünd der Zwischenkriegszeit in ausgeprägter Form zutage treten. Sozialdemokratischer Schutzbund, Heimwehr, Vaterländische Front und ihre Aufmärsche sind im Abschnitt Stadtpolitik photographisch dokumentiert. Hervorgehoben wird die politische Verfolgung, der Sozialdemokraten in der Zeit des Austrofaschismus ausgesetzt waren. Ein Dokumentenzyklus (Seite 76-83) schildert den Fall des Gmünder Schutzbundkommandanten Zettel, der auf den Verdacht der „Staatsfeindlichkeit“ hin im April 1934 ins Anhaltelager Wöllersdorf eingeliefert und des Aufenthaltes im Bezirk Gmünd verwiesen wurde. Die NS-Zeit präsentiert Drach im Spannungsfeld von Einschüchterung und Bespitzelung, aber auch Zustimmung, der sich die Nationalsozialisten bei der Annexion der „Sudetengebiete“ bei breiten Teilen der Bevölkerung erfreuten. Im Zuge des Einmarsches fielen ja auch jene 14 Gemeinden des Bezirks Gmünd, die der Friedensvertrag von St. Germain der Tschechoslowakei zugesprochen hatte, wieder an Österreich. Wenn Drach im Zusammenhang mit dem deutschen Einmarsch nach Böhmeizel

und Unterwielands (=České Velenice) davon spricht, „das 1920 verloren gegangene Bahnviertel (komme) wieder zu Gmünd“ (Seite 89), so geht hier ausnahmsweise die unpräzise, bis heute in Gmünd vorherrschende Sprachregelung mit ihm durch. Zwar waren Bahnhofs- und Werkstättenareal in Böhmeil und Wielands am Vorabend des Ersten Weltkriegs mit der Stadt Gmünd weitgehend zusammengewachsen; formal waren sie jedoch nicht Bestandteil der Gemeinde Gmünd und wurden erst unter dem Nationalsozialismus — nunmehr und nur in dieser Zeit offiziell als Stadtteil Gmünd III bezeichnet — mit Gmünd vereinigt.

Nicht zuletzt, weil „Gmünd mit seinen kaum 7000 Bewohnern rund 0,1 Prozent der österreichischen Gesamtbevölkerung ausmacht“, seine „Existenzberechtigung in der lokalen Geschichtsschreibung also vom humanistischen Ansatz abgeleitet werden muß“ (Seite 6), plädiert Drach für Minderheitenschutz und Toleranz gegenüber Andersdenkenden und Anderssprachigen. Er kritisiert deutsch-nationale Überheblichkeit und Vorurteile gegenüber Tschech/innen, die in Gmünd lange vor dem Nationalsozialismus existierten. Nur auf der Grundlage der Toleranz könnten nachbarschaftliche Beziehungen neu geknüpft werden.

Alles in allem eine „Heimatkunde“, die ihre Versprechungen hält!

Andrea Komlosy

Leopoldine HOKR, **Waidhofen an der Thaya im Zeitalter Kaiser Josephs II.** Begleitheft zur Sonderausstellung im Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya — Juni bis September 1991 (= Schriftenreihe des Waidhofener Heimatmuseums Nr. 8, Waidhofen an der Thaya o. J. [1991]) 28 Seiten, illustriert, öS 30,—

Zur am 14. Juni 1991 von Univ.-Prof. Dr. Karl Gutkas eröffneten Sonderausstellung „Waidhofen an der Thaya im Zeitalter Josephs II.“ anlässlich des 250. Geburtstages des Kaisers ist auch ein kleines Begleitheft erschienen. Die Herstellung erfolgte in Eigenvervielfältigung, die Ausstattung ist daher entsprechend bescheiden. Der von Leopoldine HOKR verfaßte Text jedoch ist sehr interessant geschrieben und äußerst aufschlußreich. Seinetwegen lohnt es sich, das Heftchen zu besorgen.

Nach einer Charakterisierung der Persönlichkeit Josephs II. wird die Bedeutung der Niederlassung der Schwechater „Cotton- und Barchentmanufaktur“ in Waidhofen an der Thaya hervorgehoben, von der aus die Koordinierung der gesamten Verlagstätigkeit im oberen Waldviertel erfolgt ist. Speziell behandelt wird das von einem kaiserlichen Kommissär verfaßte „Protocollum deren in die Schwechater Fabrique spinnende Ortschaften und Parteyen“ aus dem Jahr 1766, das interessante Einblicke in die Arbeits- und Alltagssituation der damals dort lebenden Menschen gibt. Weitere Kapitel handeln von dem von Schloß Rosenau kommenden merkantilistischen Unternehmer Johann Peter Wührer, der 1768 in Waidhofen eine Bandfabrik errichtet hat, und von den wirtschaftlichen Folgen der Umwandlung des Kapuzinerklostergebäudes in der Stadt in eine Leinenbandfabrik im Zuge der josephinischen Reformen.

Die Tätigkeit der „Bandlkramer“, die der Region den Namen gegeben haben, wird entsprechend gewürdigt, und auch ein Abschnitt über die regionale josephinische Pfarregulierung fehlt nicht.

So gibt die Broschüre Aufschlüsse über die Bedeutung „Böhmisch-Waidhofens“ als Gewerbestadt zur angegebenen Zeit und skizziert den Strukturwandel im Zuge der josephinischen Wirtschaftsreformen, die auch auf dem Gebiete der Textilerzeugung den Boden bereitet haben für die industrielle Entwicklung. Das Büchlein ist lesenswert.

Anton Pontesegger

Festschrift 50 Jahre Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium Zwettl (13. April 1991). Hg. vom Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium Zwettl (Zwettl [1991]) 128 Seiten, öS 90,— (Spende)

Wie erfreulich ist es, daß, wie es den Anschein hat, derartige Festschriften mehr und mehr frei sind von Peinlichkeiten, ja daß sie auch mehr und mehr von Interesse werden für Heimatforscher.

Nicht nur das rein dokumentarische Material, sondern auch Erinnerungen, Stellungnahmen zu aktuellen Fragen und — tatsächlich! — der preisgekrönte literarische Text einer Schülerin lassen gerade diese Gymnasialfestschrift zu einer bemerkenswerten Lektüre werden.

Besonders zwei Beiträge sollen aus der Fülle des Gebotenen wegen ihres zeitgeschichtlichen Erinnerungswertes hervorgehoben werden, nämlich die von Franz Eigl, „Fahrschüler‘ vor 50 Jahren“ (Seite 15-19), und Josef Schwaiger, „Die ersten sieben Jahre“ (1940-1947; Seite 21-25).

Störend wirken nur die unvermeidlichen Inserate, die man besser geschlossen am Ende des Bandes untergebracht hätte.

Ralph Andraschek-Holzer

Doris Steiner, **Geschichte des Vierzigerwaldes, 1327-1990**. Besitz der Agrargemeinschaft Vierzigergemeinde zu Langenlois (Schiltingeram; Verlag der Agrargemeinschaft Vierzigergemeinde 1990) 96 Seiten, zahlreiche Fotos und Graphiken, öS 120,—

In welchem Jahr und durch wen das etwa 500 Joch umfassende Waldgebiet im Gföhler Wald an mehrere Einwohner von Langenlois zur Nutzung übergeben wurde, läßt sich heute nicht mehr genau sagen, es muß aber vor 1327 gewesen sein, denn in einer Urkunde aus diesem Jahr verleiht Herzog Friedrich der Schöne den „Vierzigern zu Leubs“ zwei Privilegien. Diese Bürger aus Langenlois, zunächst wohl vierzig an der Zahl, verfügten neben ihrem Haus- und Weingartenbesitz auch über besagtes Waldgrundstück, den „Vierzigerwald“, das sie gemeinschaftlich verwalteten. Es ist sicherlich ein seltener Fall, daß eine Gemeinschaft mit wirtschaftlichen Aufgaben, die ihren Ursprung im mittelalterlichen Lehenswesen hat, die Jahrhunderte überdauerte und auch heute noch besteht — wenn auch in veränderter Form. Seit mehr als 600 Jahren wird nämlich der „Vierzigerwald“ von Einwohnern aus Langenlois gemeinschaftlich verwaltet und genutzt.

Doris Steiner befaßt sich in ihrem 16 Kapitel umfassenden Büchlein mit dem Vierzigerwald und der „Agrargemeinschaft Vierzigergemeinde zu Langenlois“, sie behandelt die Zeit von der Belehnung (vor 1327) bis zur Gegenwart. Dabei stützt sie sich vor allem auf die im Langenloiser Stadtarchiv vorhandenen Quellen und auf das Archiv der örtlichen Sparkasse, sie wurde aber auch im Hofkammerarchiv und im NÖ Landesarchiv fündig. Der Autorin gelang es, die teilweise schwer durchschaubaren Fakten allgemein verständlich und höchst interessant aufzubereiten. Sie versucht, Herkunft und Belehnung der Vierzigerlehner darzustellen und schildert anschaulich die schwierige Rechtslage. Es hatten sich nämlich im Laufe der Zeit verschiedene Ansichten über die mit der Bewirtschaftung des Waldstückes verbundenen Rechte und Pflichten entwickelt. Ein eigenes, höchst interessantes Kapitel befaßt sich mit den vielfältigen Konflikten, die zwischen den Vierzigerlehnern und ihren Nachbarn auftraten.

Natürlich wurde der Wald von den Lehnern wirtschaftlich genutzt, man teilte jedes Jahr fast das gesamte anfallende Holz auf die Mitglieder auf. Allerdings hatte man durch all die Jahrhunderte bei der Nutzung des Waldes nur den momentanen Vorteil im Auge. Der Wald wurde ausgebeutet, der wirtschaftliche Ertrag war gering. Die erste Ausschüttung einer Dividende an die Mitglieder erfolgte erst 1876. In den meisten Jahren mußten dagegen immer wieder Beiträge zur Erhaltung der Forstwirtschaft geleistet werden. Erst seit 1954 wird fast jedes Jahr zusätzlich zur Holznutzung eine Dividende ausbezahlt. Die Kapitel über Waldwirtschaft und -nutzung und über die Abgabenleistungen an den Landesherren und an andere Stellen geben interessante Einblicke in die Wald- und Weingartenwirtschaft der letzten Jahrhunderte. So enthält die Arbeit eine Fülle von Informationen über Geschichte, Wirtschaft und Verwaltung des Vierzigerwaldes, sie umreißt aber auch die heutige Situation dieser Gemeinschaft.

Heute ist die „Agrargemeinschaft Vierzigergemeinde zu Langenlois“ ein florierender und gut geführter Wirtschaftsbetrieb. Vorliegende Schrift sollte jedenfalls nicht nur bei den Mitgliedern dieser Gemeinschaft auf Interesse stoßen, enthält sie doch historisch-wirtschaftliche Informationen, die für einen weit größeren Kreis von Bedeutung sind.

Friedel Moll

Franz Fux, **Land zwischen Kremisfluß und Donauström**. Geschichte der Gemeinde Weinzierl am Walde (Weinzierl am Walde 1990) 728 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Kartenskizzen, öS 450,—

Die vorerst rein persönlich ausgerichteten Nachforschungen des Verfassers nach seinen im Gemeindebereich von Weinzierl lebenden Vorfahren ließen dieses wirklich umfangreiche Werk über die Geschichte der Gemeinde Weinzierl am Walde entstehen. In detektivischer Kleinarbeit — das siebenseitige Quellenverzeichnis am Ende des Buches beweist dies — hat Franz Fux ein ebenso repräsentatives wie informatives, 728 Seiten starkes Buch verfaßt, welches schon durch seine gediegene Gestaltung zum Lesen und Nachdenken anregt.

In seiner Einleitung geht der Autor auf die geographische Lage des Gemeindegebietes und seiner Katastralgemeinden ein und beschäftigt sich auch mit der Konstituierung der Ortsgemeinden und den Gemeindezusammenlegungen. Die Geschichte, welche er in Urgeschichte, Vorgeschichte, Frühgeschichte, Geschichte der Orte, die Großgemeinde Weinzierl am Walde, Geschichte der Pfarren, Schulen in der Gemeinde Weinzierl, Geschichte der Feuerwehren und schließlich Geschichte der Häuser, ausführlichst behandelt, führt von der Beschreibung der für die Urgeschichte so bedeutsamen Fundstelle, der „Gudenushöhle“, welche im Gemeindegebiet liegt, bis herauf in unsere Tage und zeigt die obrigkeitlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen eines Zeitraumes von etwa 800 Jahren. Die Geschichte der einzelnen Orte wurde von ihrer Erstnennung bis zur Gegenwart dargestellt, doch liegt das Schwergewicht der vorliegenden Arbeit auf dem der Gemeinde namengebenden Ort Weinzierl am Walde und der für einen großen Bereich durch lange Zeit maßgeblichen Pfarre Heinrichschlag zu St. Johann. Im Anhang geht der Verfasser auf die Kapellen, Bildstöcke und Wegkreuze, Vereine und Genossenschaften, die politischen Parteien, die bedeutenden Personen, die Brände, die Gefallenen der beiden Weltkriege ein und endet mit einem erschütternden Bericht über die Hinrichtung eines Soldaten in den letzten Kriegstagen in Großheinrichschlag. Das bereits anfangs zitierte umfangreiche Quellenverzeichnis, welches jedem speziellen Interesse weiter vertiefende Information ermöglicht, beschließt dieses Geschichtswerk, zu dessen Veröffentlichung der Gemeinde Weinzierl am Walde zu gratulieren und dem Verfasser Franz Fux aufrichtiger Dank zu sagen ist.

Burghard Gaspar

Herbert Braun, **Energetische Untersuchungen an der Stroheinblasfeuerung des Raiffeisenlagerhauses Sigmundsherberg** (=Landtechnische Schriftenreihe 125, Wien: Österreichisches Kuratorium für Landtechnik 1985) 65 Seiten mit 27 Abbildungen, öS 85,—

Anläßlich des Neubaus des Lagerhauskomplexes installierte das Raiffeisenlagerhaus Sigmundsherberg im Jahr 1979 eine neue Heizungsanlage, die sowohl mit Heizöl als auch mit Stroh betrieben werden konnte. In der ersten Heizperiode wies die Anlage bei der Befuerung mit Stroh gravierende Mängel auf. Deshalb wurde 1982/1983 die Anlage umgebaut; eine Mühle der Firma Heid für die Strohhäckselinrichtung konnte schließlich zwischen 1700 und 2000 Kilogramm Stroh je Stunde zerkleinern. Nach sämtlichen Umbauarbeiten, die die Strohförderung und den Brenner betrafen, ergab die Verdrängung des Ölbetriebes zugunsten des Strohbetriebes ein gutes Ergebnis. Im Februar 1982 wurde nur 16,1 Stunden mit Stroh geheizt, nach dem Umbau hingegen wurde der Heizbetrieb schon 435,6 Stunden lang mit Stroh abgewickelt, und es wurde nur mehr 23,6 Stunden im Ölbetrieb gefahren. Univ.-Doz. Braun kommt nach zahlreichen Messungen zu dem Ergebnis, daß die in Sigmundsherberg verwendete Einblasfeuerung von Stroh eine sehr gute Lösung darstellt, „die an der hohen CO₂-Konzentration in den Verbrennungsgasen zu erkennen ist“ (Seite 63). Ein Problem freilich blieb der hohe Ascheanfall zwischen 3,5 und 8 Prozent des Strohgewichtes. Nach vorheriger Abkühlung muß der Kessel zweimal wöchentlich geräumt werden. Daher empfahl der Verfasser der vorliegenden Studie eine automatische Ascheaustragung.

Erich Rabl

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

Mag. Ralph Andraschek-Holzer, 3580 Horn, Weinmannsgasse 6
Mag. Josef Baum, Österreichisches Institut für Raumplanung, 1011 Wien, Franz Josefs-Kai 27
HL Erich Broidl, 3491 Elsass 52
stud. phil. Günther Buchinger, 1140 Wien, Lützowgasse 8/5
Oberassistent Dr. Václav Bůžek, Jihočeská Universita, ČS 371 15 České Budějovice,
Jeronýmova 10
Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18
HS-Dir. Hans Frühwirth, 3500 Krems, Kremstalstraße 58
Sparkassen-Dir. Eduard Führer, 3830 Waidhofen an der Thaya, Hans Wagner-Straße 7
VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63
Edith Hahn, 3822 Karlstein an der Thaya, Griesbach 36
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen an der Thaya, Kroppusstraße 9
Gymnasialdirektor Dr. Harald Hubatschke, 3580 Horn, Strommerstraße 7
Dr. Ulrike Kerschbaum, 3580 Horn, Adolf Fischer-Gasse 10
Dr. Andrea Komlosy, 1150 Wien, Hütteldorfer Straße 31/15
Prof. Mag. Herbert Lazarus, 3762 Blumau an der Wild 21
HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 238
Dr. Helga Papp, 3400 Klosterneuburg, Schömergasse 8
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, 1200 Wien, Klosterneuburger Straße 60/20
OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3580 Horn, Hamerlingstraße 3
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Superintendent Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, 7000 Eisenstadt, Bergstraße 16
Emmerich Rössler, 3920 Groß-Gerungs, Frauendorf 2
Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für österreichische Geschichtsforschung der
Universität Wien, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der -denkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Horn.

Redaktion: Mag. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Horn; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Edith Hahn, Gmünd. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: HS-Dir. Hans Frühwirth, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), 3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

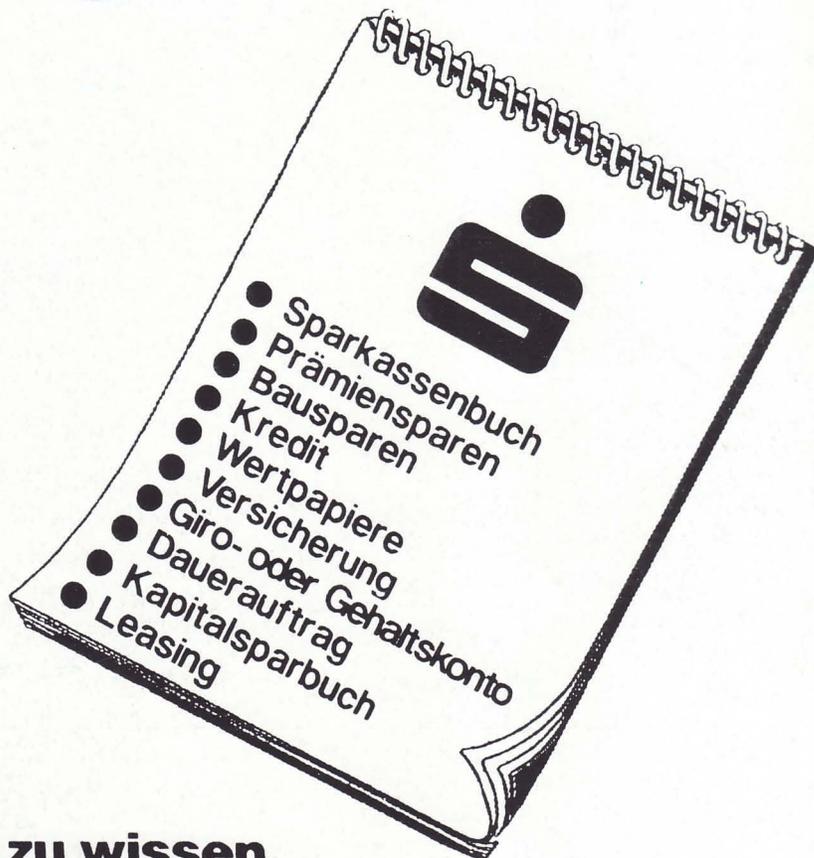
Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), 3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, 3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

Ihr Partner in allen Geld- angelegenheiten



**Gut zu wissen,
daß es die
Sparkasse gibt.**



Waldviertler Sparkasse von 1842

Waidhofen a. d. Thaya — Litschau — Raabs a. d. Thaya
Dobersberg — Kautzen — Vitis

